

Der Wert des Marktes

*Ein ökonomisch-philosophischer Diskurs
vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*

Herausgegeben von Lisa Herzog
und Axel Honneth

Die Frage nach dem moralischen Wert des Marktes stellt sich nach den Finanzkrisen der jüngsten Zeit mit besonderem Nachdruck. Sie ist aber nicht neu. Der Band beleuchtet das spannungsreiche Verhältnis zwischen Markt und Moral in Texten des politischen, ökonomischen und soziologischen Denkens von 1700 bis in die Gegenwart. Das Spektrum der Autoren reicht von Mandeville und Smith über Marx und Durkheim bis hin zu Cohen und Sen; kurze Essays skizzieren jeweils den historischen und systematischen Kontext. Ein Buch voller Argumente, die helfen, die Marktwirtschaft besser zu verstehen.

Lisa Herzog ist Postdoc am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main sowie am Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« der Goethe-Universität ebendort. Promoviert wurde sie 2011 an der University of Oxford mit der Arbeit *Inventing the Market. Smith, Hegel, and Political Theory*.

Axel Honneth ist Professor für Sozialphilosophie an der Columbia University in New York und an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main sowie Direktor des dortigen Instituts für Sozialforschung. Zuletzt erschienen: *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit* (2011 und stw 2048).

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2065

Erste Auflage 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© Lisa Herzog, Axel Honneth 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29665-3

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

Teil I: Rechtfertigung

<i>Lisa Herzog</i> . Einleitung: Die Verteidigung des Marktes vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart	13
--	----

DIE UNVEREINBARKEIT VON MARKT UND TUGEND <i>Bernard de Mandeville</i> . Die Bienenfabel, oder: Private Laster, öffentliche Vorteile (Auszug)	28
--	----

TUGEND UND EIGENINTERESSE IN DER MARKTGESELLSCHAFT <i>Adam Smith</i> . Die Theorie der ethischen Gefühle (Auszüge)	41
<i>Adam Smith</i> . Der Wohlstand der Nationen (Auszüge)	55

DIE ERKLÄRUNG DER WIRTSCHAFT DURCH MATHEMATIK <i>David Ricardo</i> . Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung (Auszug)	69
---	----

DIE MINIMALEN AUFGABEN DES STAATES <i>Friedrich August von Hayek</i> . Der Weg zur Knechtschaft (Auszug)	83
--	----

DER ÖKONOMISCHE BLICK AUF DEN MENSCHEN <i>Gary S. Becker</i> . Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens (Auszüge)	97
---	----

DIE POPULARISIERUNG DES MARKTABSLUTISMUS <i>Rose und Milton Friedman</i> . Chancen, die ich meine. Ein persönliches Bekenntnis (Auszug)	130
---	-----

Teil II: Kritik

<i>Axel Honneth</i> . Einleitung: Die Kritik des Marktes vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart	155
---	-----

DIE FOLGEN DES WETTBEWERBS FÜR DIE SCHWÄCHSTEN MITGLIEDER DER GESELLSCHAFT <i>Louis Blanc</i> . Organisation der Arbeit (Auszug)	174
--	-----

DIE AUSBEUTUNG DES PROLETARIATS UND DIE HOFFNUNG AUF VERMENSCHLICHTE ARBEIT <i>Karl Marx</i> . Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844 (Auszug)	191
<i>Karl Marx</i> . Das Kapital (Auszüge)	206

DIE UNVEREINBARKEIT VON KAPITALISMUS UND WELTFRIEDEN <i>Rosa Luxemburg</i> . Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus (Auszug)	234
---	-----

DIE UNMENSCHLICHKEIT KOMMODIFIZIERTER ARBEIT <i>John Ruskin</i> . Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft (Auszug)	250
---	-----

DIE ENTBETTUNG DES MARKTES <i>Karl Polanyi</i> . Aristoteles entdeckt die Volkswirtschaft	268
--	-----

FREIHEIT VERSUS PRIVATEIGENTUM <i>Gerald A. Cohen</i> . Kapitalismus, Freiheit und das Proletariat	306
---	-----

WARUM DER MARKT ABGESCHAFFT GEHÖRT <i>Michael Albert</i> . Parecon: Leben nach dem Kapitalismus (Auszug)	329
--	-----

Teil III: Vermittlung

<i>Lisa Herzog und Axel Honneth</i> . Einleitung: Versuche einer moralischen Einhegung des Marktes vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart	357
--	-----

DIE NOTWENDIGKEIT DER VERMITTLUNG IN DER BÜRGERLICHEN GESELLSCHAFT <i>Georg Wilhelm Friedrich Hegel</i> . Grundlinien der Philosophie des Rechts (Auszüge)	382
---	-----

LASSEN SICH PRODUKTION UND UMVERTEILUNG TRENNEN? <i>John Stuart Mill</i> . Grundsätze der politischen Ökonomie, nebst einigen Anwendungen derselben auf die Gesellschaftswissenschaften (Auszug)	398
---	-----

DIE ROLLE DER BERUFSVEREINIGUNGEN FÜR DIE MORALISIERUNG DES MARKTES <i>Émile Durkheim</i> . Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften (Auszüge)	420
---	-----

DIE MORALISCHEN GRENZEN DES »HOMO OECONOMICUS« <i>Amartya K. Sen</i> . Rationalclowns: Eine Kritik der behavioristischen Grundlagen der Wirtschaftstheorie	438
--	-----

WELCHE GÜTER SOLLEN IN MÄRKTEN GEHANDELT WERDEN? <i>Samuel Bowles</i> . Was Märkte können – und was nicht	470
--	-----

KATEGORIEN FÜR DIE GEFÄHRLICHKEIT VON MÄRKTEN <i>Steven Lukes</i> . Invasionen des Marktes	485
---	-----

UNTERSTÜTZT ODER UNTERGRÄBT DER MARKT DIE MORAL? <i>Albert O. Hirschman</i> . Der Streit um die Bewertung der Marktgesellschaft	511
---	-----

MARKTERMÖGLICHENDE, MARKTBEGLEITENDE UND MARKTBESCHRÄNKENDE MORAL <i>Jens Beckert</i> . Die sittliche Einbettung der Wirtschaft. Von der Effizienz- und Differenzierungstheorie zu einer Theorie wirtschaftlicher Felder	548
--	-----

FREIWillIGE UND UNFREIWillIGE FLEXIBILITÄT IN DEN SPIELARTEN DES KAPITALISMUS <i>Albena Azmanova</i> . Soziale Gerechtigkeit und die verschiedenen Varianten des Kapitalismus. Eine immanente Kritik	577
--	-----

MÄRKTE ALS KOORDINATIONS- ODER ANREIZSYSTEME <i>John E. Roemer</i> . Ideologie, soziales Ethos und die Finanzkrise (Auszug)	609
---	-----

ALTERNATIVE WIRTSCHAFTSFORMEN INNERHALB
MARKTWIRTSCHAFTLICHER GESELLSCHAFTEN

Eric Olin Wright. Die Überwindung des Kapitalismus 633

Textnachweise 668

Vorwort

Spätestens seit dem Ausbruch der internationalen Finanzkrise ist die Frage nach der sozialen Rolle und dem moralischen Wert des Marktes wieder ins öffentliche Bewusstsein getreten. Zwar mag die große Systemalternative von Plan- oder Marktwirtschaft weggefallen sein, damit aber ist die Herausforderung vielleicht sogar noch gewachsen, Märkte auf ihre Verträglichkeit mit den Prinzipien demokratischer Gesellschaften hin zu befragen. Die Geschichte des politischen, ökonomischen und soziologischen Denkens enthält einen reicheren Fundus an Überlegungen zu dieser Frage, als heute häufig bekannt ist; hier finden sich von Beginn an eine Reihe von Erwägungen darüber, ob und unter welchen Umständen Märkte aus einer normativen Perspektive gerechtfertigt werden können und wo ihnen gegebenenfalls Grenzen gesetzt werden müssen. Für unsere heutigen Diskussionen sind diese in der Vergangenheit entwickelten Argumente von größter Aktualität, denn entweder formulieren sie weiterhin relevante Gesichtspunkte, oder sie beherrschen unbewusst die öffentlichen Vorstellungen vom Markt. Das Ziel unseres Bandes ist es daher, das kulturelle Erbe dieses transdisziplinären Diskurses über den Markt wieder stärker ins Bewusstsein zu heben und für die Gegenwart fruchtbar zu machen.

Um dem damit umrissenen Ziel gerecht zu werden, haben wir uns um eine möglichst repräsentative Zusammenstellung von Texten bemüht, in denen der moralische Wert des Marktes vom 18. Jahrhundert bis in die jüngere Gegenwart hinein diskutiert wurde. Dabei sind wir insofern der Hegelschen Verfahrensweise gefolgt, als wir die Texte entlang den drei Stufen der Rechtfertigung (I), der Kritik (II) und schließlich der Vermittlung und Differenzierung (III) gegliedert haben. In den Einleitungen zu den drei Teilen unternehmen wir den Versuch, einen knappen Überblick über den jeweiligen Strang des politischen und ökonomischen Denkens zu geben und die abgedruckten Texte darin zu verorten; auf diese Weise hoffen wir einen Sinn für größere Denkhorizonte zu schaffen und das Bewusstsein für wirkungsgeschichtliche Zusammenhänge zu erhöhen. Ein schwieriges Problem bei der Auswahl der Texte bestand allerdings darin, deren Relevanz für die Gegenwart rich-

DIE ENTBETTUNG DES MARKTES

Karl Polanyi

Aristoteles entdeckt die Volkswirtschaft

Die Verachtung, mit der man die »Ökonomie« des Aristoteles in unserer Zeit behandelt, ist ein bedrohliches Symptom. Nur wenigen Denkern wurde hinsichtlich unterschiedlichster Themen über die Jahrhunderte hinweg so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie dies bei ihm der Fall war. In einem Bereich aber, um den er sich besonders bemühte und der zu den für unsere Generation entscheidenden Fragen zählt, nämlich der Ökonomie, werden seine Lehren von den führenden Geistern der Zeit als unzureichend, ja belanglos abgetan.¹

Der Einfluß, den Aristoteles durch Thomas von Aquin auf die mittelalterliche Stadtwirtschaft ausübte, war ebenso bedeutend wie später der eines Adam Smith und David Ricardo auf die Weltwirtschaft des 19. Jahrhunderts. Man könnte wohl sagen, daß Aristoteles' diesbezügliche Lehren mit der Errichtung des Marktsystems und dem anschließenden Aufstieg der klassischen Schulen der Nationalökonomie naturgemäß in den Hintergrund treten mußten. Doch ist die Sache damit nicht erledigt. Die offeneren unter den modernen Volkswirtschaftlern scheinen zu glauben, daß fast alles, was er zu Fragen des Lebensunterhalts des Menschen geschrieben hat, an einer verhängnisvollen Schwäche leidet. Keines der beiden von ihm umfassend behandelten Themen – das Wesen der Ökonomie und die Probleme des kommerziellen Handels

¹ Joseph Alois Schumpeter, *History of Economic Analysis*, New York 1954, S. 57: »Aristoteles' Darstellung ist ... konventionell, prosaisch, eher mittelmäßig und von einer mehr als hochtrabenden Nüchternheit.« Schumpeter meinte, Aristoteles befaßte sich zweifellos mit der »Analyse bestehender Marktmechanismen. Einige Passagen zeigen ..., daß Aristoteles dieses versuchte und dabei scheiterte« (S. 60). Die neueste detaillierte Untersuchung äußert sich hinsichtlich der Meriten des Falles nicht weniger negativ. Vgl. C.J. Saudek, »Aristotle's Theory of Exchange«, in: *Proceedings of the American Philosophical Society* V, 96, Nr. 1 (1952). Joseph J. Spenglers »Aristotle on Economic Imputation and Related Matters«, in: *Southern Economics Journal* XXI (1955), S. 386, Fn. 59, bildet die einzige Ausnahme: »Aristoteles kümmerte sich nicht darum, wie die Preise auf dem Markt gebildet werden.«

und des gerechten Preises – ist bis zu einer klaren Schlußfolgerung ausgeführt worden. Der Mensch war, nach seiner Darstellung, so wie jedes andere Lebewesen von Natur aus selbstgenügsam. Die Ökonomie des Menschen entstammte daher nicht der Grenzenlosigkeit der Bedürfnisse und Erfordernisse des Menschen oder, wie man heute sagt, dem Faktum der Verknappung. Was nun die beiden wesentlichen Fragen betrifft, so entstand, laut Aristoteles, der kommerzielle Handel aus dem unnatürlichen Drang zum Geldverdienen, der natürlich unbegrenzt war, während die Preise den Gesetzen der Gerechtigkeit entsprechen sollten (die eigentliche Formel blieb dabei völlig ungeklärt). Auch sind seine einleuchtenden, wenn auch nicht völlig konsequenten Bemerkungen über das Feld und sein befremdlicher Angriff gegen die Erhebung von Zinsen zu nennen. Dieses magere und fragmentarische Resultat wurde hauptsächlich einer unwissenschaftlichen Parteilichkeit zugeschrieben – der Bevorzugung dessen, was sein sollte, gegenüber dem, was ist. Daß, beispielsweise, die Preise vom relativen Status der Tauschpartner innerhalb der Gemeinschaft abhängig sein sollten, erscheint in der Tat als eine eher absurde Ansicht.

Diese deutlich umschriebene Abkehr von aus dem antiken Griechenland überlieferten Denkweisen verdient mehr Aufmerksamkeit als bisher. Der Rang des Denkers und die Bedeutung des Themas sollten uns davor bewahren, die Auslöschung der aristotelischen Lehren zur Ökonomie als endgültig zu akzeptieren.

Wir werden seine Position hier von einem völlig anderen Standpunkt aus beleuchten. Wir werden feststellen, daß er das Problem des Lebensunterhalts des Menschen mit einer Radikalität anging, deren kein späterer Autor fähig war; keiner ist je tiefer in die materielle Organisation des menschlichen Seins eingedrungen. Im Effekt stellte er umfassend die Frage nach dem Stellenwert der Ökonomie in der Gesellschaft.

Wir werden weit zurückgehen müssen, um zu klären, warum Aristoteles von dem, was wir »die Wirtschaft« nennen, eine spezifische Auffassung hatte und was ihn dazu bewog, das Geldverdienen im Handel und den gerechten Preis als vorrangige Fragen zu betrachten. Wir gestehen auch zu, daß die volkswirtschaftliche Theorie aus dem I. Buch der *Politik* und dem V. Buch der *Nikomachischen Ethik* keinen Nutzen ziehen kann. Letzten Endes will die volkswirtschaftliche Analyse die Funktionen des Marktmechanis-

mus erläutern, einer Institution, die Aristoteles noch unbekannt war.

Um gleich zum Kern unserer Vorgehensweise zu kommen: Das klassische Altertum wurde von den Wirtschaftshistorikern in der zum Markthandel führenden zeitlichen Entwicklung völlig falsch eingeordnet. Trotz intensiver Handelstätigkeit und einer ziemlich entwickelten Verwendung von Geld befand sich das griechische Geschäftsleben insgesamt zur Zeit des Aristoteles noch in den allerersten Anfängen des Markthandels. Seine gelegentliche Vagheit und Unklarheit, nicht zu reden von seiner angeblichen Weltfremdheit als Philosoph, sollten eher Formulierungsschwierigkeiten hinsichtlich der damals ja völlig neuen Entwicklungen zugeschrieben werden als seinem vermutlich ungenügenden Einblick in die Praktiken, die angeblich im zeitgenössischen Griechenland üblich waren und von einer tausend Jahre alten Tradition der Kulturen des Ostens genährt wurden.

Somit bleibt das antike Griechenland, unabhängig davon, wie weit sich einige seiner östlichen Staaten bereits in Richtung auf das Marktwesen entwickelt hatten, immer noch weit unter dem Niveau jenes kommerziellen Handels, das ihm später zugeschrieben wurde. Damit waren die Griechen vielleicht nicht, wie man so selbstsicher annahm, einfach Nachzügler, die die von den orientalischen Imperien entwickelten Praktiken übernahmen. Sie waren eher Nachzügler in einer zivilisierten, marktlosen Welt und durch die Verhältnisse genötigt, Bahnbrecher in der Entwicklung jener neuen Handelsmethoden zu werden, die bestenfalls am Wendepunkt zum Markthandel standen.

All dies bedeutet keinesfalls, wie es oberflächlich erscheinen mag, eine Herabsetzung der Bedeutung der Aristotelischen Gedanken zu ökonomischen Fragen, sondern muß im Gegenteil ihre Bedeutung erheblich verstärken. Wenn unsere Vermutung der »Marktlosigkeit« im mesopotamischen Gebiet den Tatsachen entspricht, was zu bezweifeln wir keinen Grund haben, so haben wir jedenfalls allen Grund zu der Annahme, daß wir in den Schriften des Aristoteles einen Augenzeugenbericht besitzen über einige der noch taufrischen Merkmale eines entstehenden Markthandels bei seinem allerersten Auftreten in der Geschichte der Zivilisation.

Die Anonymität der Wirtschaft in frühen Gesellschaften

Aristoteles versuchte, die Elemente eines neuen, komplizierten, in *statu nascendi* befindlichen gesellschaftlichen Phänomens theoretisch zu erfassen.

Als die Ökonomie erstmals in Form des kommerziellen Handels und differenzierter Preise die Aufmerksamkeit der Philosophen auf sich zog, war sie bereits dazu bestimmt, ihren verschlungenen Weg bis zu ihrer Vollendung an die zwanzig Jahrhunderte später zu gehen. Aristoteles erahnte aus ihrem Keim das ausgewachsene Exemplar.²

Das begriffliche Werkzeug zur Erfassung dieses Übergangs von der Namenlosigkeit zu einer separaten Existenz ist, so meinen wir, die Unterscheidung zwischen dem eingebetteten und dem herausgelösten Zustand der Wirtschaft in ihrem Verhältnis zur Gesellschaft. Die herausgelöste Wirtschaft des 19. Jahrhunderts existierte neben oder außerhalb der restlichen Gesellschaft, genauer gesagt neben dem politischen und Regierungssystem. In einer Marktgesellschaft erfolgt die Erzeugung und Verteilung materieller Güter im Prinzip durch ein selbstregelndes System von preisbildenden Märkten. Dieses System wird gelenkt von eigenen Gesetzen, den sogenannten Gesetzen von Angebot und Nachfrage, und motiviert durch die Angst vor dem Hunger und der Hoffnung auf Gewinn. Es sind nicht Blutsverwandtschaft, Gesetzeszwang, religiöse Pflicht, Lehnstreue oder Magie, die den einzelnen zur Mitwirkung am ökonomischen Leben veranlassen, sondern spezifisch ökonomische Institutionen wie das Privatunternehmertum und das Lohnsystem.

Mit einem solchen Zustand sind wir natürlich wohl vertraut. Im Rahmen eines Marktsystems wird der Lebensunterhalt der Menschen über Institutionen gesichert, die ihrerseits von ökonomischen Motiven in Gang gesetzt und von Gesetzen beherrscht werden, die spezifisch ökonomisch sind. Das Funktionieren dieses riesigen, allumfassenden Mechanismus der Wirtschaft kann ohne bewußtes Eingreifen einer menschlichen Autorität, des Staates oder der Regierung, gedacht werden; keine andere Motivation als Angst vor Verelendung und der Wunsch nach legitimen Profiten braucht angesprochen zu werden; keine andere rechtliche Voraussetzung

2 Vgl. Karl Polanyi, *The Great Transformation*, Wien 1977, S. 78.

ist gegeben als der Schutz des Eigentums und die Durchsetzung von Verträgen; bei entsprechender Verteilung von Ressourcen und Kaufkraft sowie von individuellen Ansprüchen wird dies zu einer optimalen Bedürfnisbefriedigung für alle führen.

Dies also ist die aus dem 19. Jahrhundert stammende Version einer unabhängigen ökonomischen Sphäre innerhalb der Gesellschaft. Sie ist spezifisch motiviert, da sie ihre Impulse aus dem Drang nach Geldgewinn bezieht. Institutionell ist sie vom politischen und Regierungszentrum getrennt. Sie gewinnt eine Autonomie, die ihr Funktionieren nach eigenen Gesetzen ermöglicht. Darin haben wir jenen extremen Fall einer herausgelösten Wirtschaft, die ihren Ausgangspunkt mit dem verbreiteten Gebrauch von Geld als Zahlungsmittel nimmt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entwicklung von einer eingebetteten zu einer herausgelösten Wirtschaft stufenweise vor sich geht. Dennoch ist diese Unterscheidung eine fundamentale Voraussetzung für das Verständnis der modernen Gesellschaft. Ihr gesellschaftlicher Hintergrund wurde erstmals von Hegel in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgeworfen, dann von Karl Marx in den vierziger Jahren weiterentwickelt. Die empirische Entdeckung dieser Unterscheidung im Bereich der Geschichte erfolgte durch Sir Henry Sumner Maine in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in den Kategorien »status« und »contractus« des Römischen Rechts; schließlich wurde diese Position in eingehender Weise wieder in der Wirtschaftsanthropologie dargelegt, und zwar in den zwanziger Jahren unseres [des 20.] Jahrhunderts von Bronislaw Malinowski.

Sir Henry Sumner Maine bemühte sich um den Nachweis, daß die moderne Gesellschaft auf dem *contractus* aufgebaut wurde, während die Gesellschaft der Antike auf dem *status* beruhte. Der *status* ist durch die Geburt festgelegt – die Stellung eines Menschen in der Familie – und bestimmt die Rechte und Pflichten einer Person. Er leitet sich von Blutsverwandtschaft und Adoption her; er wirkt weiter im Feudalismus und mit einigen Einschränkungen bis hinein in das Zeitalter gleichen Bürgerrechts, wie es im 19. Jahrhundert eingeführt wurde. Aber noch unter dem Römischen Recht wurde der *status* schrittweise durch den *contractus* ersetzt, das heißt durch Rechte und Pflichten, die aus zweiseitigen Übereinkommen abgeleitet waren. Später beschrieb Maine die Universalität der auf

status beruhenden Organisation am Beispiel der indischen Dorfgemeinschaft.

In Deutschland fand Maine einen Schüler in Ferdinand Tönnies. Seine Auffassung kam im Titel von dessen 1888 erschienene[m] Werk[] *Gemeinschaft und Gesellschaft* zum Ausdruck, wobei »Gemeinschaft« dem *status* entsprach, »Gesellschaft« dem *contractus*. Max Weber benutzte häufig den Begriff »Gesellschaft« im Sinne einer auf Vertrag beruhenden Gruppe, »Gemeinschaft« im Sinne einer auf Status beruhenden Gruppe. Auf diese Weise war seine eigene Analyse der Stellung der Ökonomie in der Gesellschaft, wenn auch gelegentlich von Mises beeinflusst, doch vom Denken eines Marx, Maine und Tönnies geprägt.

Die gefühlsmäßige Bedeutung, die den Begriffen *status* und *contractus* sowie den ihnen entsprechenden Begriffen »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« unterlegt wurde, war jedoch bei Maine und Tönnies völlig verschieden. Für Maine war der vor dem *contractus* bestehende Zustand der Menschheit gleichbedeutend mit dem finstern Zeitalter des Stammeswesens. Die Einführung des Vertrags, so meinte er, hatte den einzelnen aus den Fesseln des *status* befreit. Tönnies' Sympathie galt mehr der Innigkeit der Gemeinschaft, die er der Unpersönlichkeit der organisierten Gesellschaft entgegenstellte. Die »Gemeinschaft« wurde von ihm als jener Zustand idealisiert, in dem das Leben der Menschen in ein Geflecht gemeinsamer Erfahrungen eingebettet war, während die »Gesellschaft« für ihn stets in der Nähe des »Bargeldsyndroms« lag, wie Thomas Carlyle das Verhältnis zwischen Personen bezeichnete, die ausschließlich durch Marktbeziehungen verbunden waren. Tönnies' Ideal war die Wiederherstellung der Gemeinschaft, allerdings nicht durch eine Rückkehr zum vorgesellschaftlichen Zustand von Autorität und Paternalismus, sondern durch ein Fortschreiten zu einer höheren Form der Gemeinschaft in einem nachgesellschaftlichen Zustand, der auf unsere heutige Zivilisation folgen würde. Er dachte sich diese Gemeinschaft als eine kooperative Phase der menschlichen Existenz, welche die Vorteile des technischen Fortschritts und der individuellen Freiheit beibehalten und gleichzeitig die Fülle des Lebens wiederherstellen würde.

Hegels und Marxens, Maines und Tönnies' Interpretation der Entwicklung der menschlichen Zivilisation wurde von vielen europäischen Gelehrten als ein Abriß der Gesellschaftsgeschichte

betrachtet. Lange Zeit hindurch erzielte man auf den von ihnen vorgezeichneten Wegen keinen weiteren Fortschritt. Maine hatte sich mit diesem Thema hauptsächlich im Zusammenhang mit der Rechtsgeschichte befaßt, einschließlich seiner körperschaftlichen Formen wie im ländlichen Indien; Tönnies' Soziologie beleuchtete die Struktur der Kultur des Mittelalters. Diese Antithese wurde erst nach Malinowskis grundlegenden Arbeiten über das Wesen der primitiven Gesellschaft auf die Ökonomie angewandt. Jetzt erst ist die Aussage möglich, daß *status* oder *Gemeinschaft* dort vorherrschen, wo die Wirtschaft in nichtökonomische Institutionen eingebettet ist, während *contractus* oder *Gesellschaft* für das Vorhandensein einer spezifisch motivierten Wirtschaft in der Gesellschaft charakteristisch ist.

Im Zusammenhang mit Integration können wir den Grund dafür leicht erkennen. *Contractus* ist der juristische Aspekt des Austausches. Es ist daher nicht überraschend, wenn eine auf *contractus* beruhende Gesellschaft über eine institutionell getrennte und spezifisch motivierte ökonomische Sphäre für den Austausch verfügt, nämlich die des Marktes. *Status* hingegen entspricht einem früheren Zustand, der etwa im Bereich von Reziprozität und Redistribution liegt. Solange diese letzteren Integrationsformen vorherrschen, gibt es keine Notwendigkeit für das Konzept einer Ökonomie. Hier sind die Elemente der Wirtschaft in nichtökonomische Institutionen eingebettet, wobei der ökonomische Prozeß als solcher durch Blutsverwandtschaft, Heirat, Altersgruppen, Geheimgesellschaften, Totembünde und öffentliche Zeremonien in Gang gesetzt wird. Der Begriff »Wirtschaftsleben« hätte in diesen Fällen keine Evidenz.

Ein solcher Zustand, der dem modernen Geist oft fremd erscheint, tritt in primitiven Gemeinschaften sehr auffallend zutage. Es ist für einen Beobachter oft fast unmöglich, die einzelnen Teile des ökonomischen Vorgangs aufzuspüren und zusammenzusetzen. Gefühlsmäßig hat der einzelne keine Erfahrung, die er als »ökonomisch« erkennen würde. Er ist sich einfach keines alles durchdringenden Interesses in bezug auf seinen Lebensunterhalt bewußt, da[s] er als solches erkennen könnte. Trotzdem scheint ihn das Fehlen eines solchen Begriffs nicht an der Erfüllung seiner täglichen Aufgaben zu hindern. Es ist vielmehr zu bezweifeln, ob ein Bewußtsein einer ökonomischen Sphäre nicht eher zur Verminderung

seiner Fähigkeit führen würde, spontan auf die lebensnotwendigen Erfordernisse zu reagieren, die jedenfalls überwiegend auf anderen als auf ökonomischen Wegen geregelt werden.

All dies ist das Ergebnis der Art und Weise, in der die Wirtschaft hier in Gang gesetzt wird. Die namentlich bekannten und artikulierten *Motivationen* des einzelnen entstammen in der Regel Situationen, die von den Gegebenheiten einer nichtökonomischen, familienbezogenen, politischen oder religiösen Ordnung bestimmt werden; der Ort der wirtschaftlichen Tätigkeit der Kleinfamilie ist kaum mehr als nur ein Kreuzungspunkt der Tätigkeiten, die von größeren Verwandtschaftsverbänden an verschiedenen Orten ausgeführt werden; der Boden wird entweder als gemeinsames Weideland genutzt, oder seine verschiedenartigen Verwendungszwecke werden den Mitgliedern verschiedener Gruppen zugewiesen; der Begriff Arbeit ist bloß eine Abstraktion jener »erbetenen« Mithilfe, die von verschiedenen Gruppen von Helfern zu bestimmten Gelegenheiten beigestellt wird; die Folge ist, daß der Vorgang als solcher in den Bahnen einer andersgearteten Struktur verläuft.

Dementsprechend nahmen die Formen des Lebensunterhalts des Menschen vor der modernen Zeit seine bewußte Aufmerksamkeit viel weniger in Anspruch als die meisten anderen Aspekte seines organisierten Lebens. Im Gegensatz zu Blutsverwandtschaft, Magie oder Etikette mit ihren mächtigen Schlüsselworten blieb die Ökonomie als solche namenlos. In der Regel existierte überhaupt kein Wort, das den Begriff der Ökonomie ausgedrückt hätte. Dementsprechend fehlte, soweit man das beurteilen kann, dieser Begriff überhaupt. Klan und Totem, Geschlechts- und Altersgruppe, die Macht des Gedankens und Zeremonialpraktiken, Brauch und Ritual wurden durch ein äußerst kunstvolles System von Symbolen durchgesetzt, während die Ökonomie nicht durch irgendein Einzelwort bezeichnet war, das die Bedeutung von Versorgung mit Nahrungsmitteln für das biologische Überleben des Menschen zum Ausdruck gebracht hätte. Es kann kein bloßer Zufall sein, daß es bis in die neuere Zeit in den Sprachen sogar von zivilisierten Völkern keine Bezeichnung gegeben hat, welche die Organisation der materiellen Lebensbedingungen zusammenfassend ausgedrückt hätte. Erst vor zweihundert Jahren hat eine kleine Gruppe französischer Denker diesen Begriff geprägt und sich den Namen *économistes* zugelegt. Sie behaupteten, die Ökonomie entdeckt zu haben.

Der Hauptgrund für das Fehlen jeglichen Ökonomiebegriffs liegt in der Schwierigkeit, den ökonomischen Prozeß in Verhältnissen zu erkennen, unter denen er in nichtökonomische Institutionen eingebettet ist.

Natürlich bleibt nur der Begriff Ökonomie im unklaren, nicht aber die Ökonomie als solche. Natur und Gesellschaft verfügen über eine Fülle örtlicher und sachlicher Vorgänge, welche die Substanz des Lebensunterhalts des Menschen ausmachen. Die Jahreszeiten führen zur Erntezeit mit ihren Plagen und Freuden; der Fernhandel hat seinen eigenen Rhythmus der Vorbereitung und des Zusammenkommens und der abschließenden Feierlichkeiten bei der Rückkehr der Wagemutigen; alle Arten handwerklicher Erzeugnisse, ob Kanus oder feine Schmuckgegenstände, werden von verschiedenen Gruppen von Menschen hergestellt und schließlich benutzt; und an jedem Tag der Woche wird die Nahrung am Familienherd zubereitet. Jedes einzelne Ereignis umfaßt notwendigerweise ein ganzes Bündel ökonomischer Aspekte, trotz allem widerspiegelt sich die Einheit und der Zusammenhang dieser Fakten nicht im Bewußtsein des Menschen, da dem mannigfaltigen Zusammenwirken zwischen den Menschen und ihrer natürlichen Umgebung in der Regel verschiedenartige Bedeutungen zugemessen werden, unter denen ökonomische Abhängigkeit nur eine darstellt. Es können andere, eindrucksvolle, dramatische und mehr emotionsbesetzte Abhängigkeiten wirksam sein, die verhindern, daß ökonomische Vorgänge zu einem sinnvollen Ganzen werden. Dort, wo diese anderen Kräfte durch dauerhafte Institutionen verkörpert sind, würde der Ökonomiebegriff den einzelnen mehr verwirren als aufklären. Die Anthropologie liefert dafür viele Beispiele:

1. Dort, wo der physische Ort des Lebens eines Menschen nicht mit irgendeinem konkreten Teil der Ökonomie gleichzusetzen ist, hat sein Lebensraum – der Haushalt samt seiner unmittelbaren Umgebung – nur geringe ökonomische Bedeutung. Das wird in der Regel dann der Fall sein, wenn sich Vorgänge, die einem anderen ökonomischen Prozeß zugeordnet sind, an einem Platz überschneiden, während die Vorgänge, die Teil ein[] und desselben Prozesses darstellen, über eine Anzahl unzusammenhängender Plätze verteilt sind.

Margaret Mead beschrieb, wie ein Papua sprechender Arapesch aus Neuguinea seine physische Umwelt sieht: Der typische Ara-

pesch-Mann wohnt zumindest einen Teil seiner Zeit (denn jeder Mann wohnt in zwei oder mehr Dörfern sowie in den Gartenhütten, Hütten in der Nähe des Jagdbusches und in Hütten bei seiner Sagopalme) auf Boden, der nicht ihm gehört. Um das Haus befinden sich Schweine, die von seiner Frau gefüttert werden, die aber einem ihrer oder seiner Verwandten gehören. Neben dem Haus stehen Kokos- und Betelpalmen, die wiederum anderen Personen gehören und deren Früchte er niemals ohne die Erlaubnis des Besitzers oder einer Person berühren wird, de[r] vom Besitzer das Verfügungsrecht über die Früchte eingeräumt worden ist. Zumindest für einen Teil seiner Jagdzeit geht er auf das Buschland eines Schwagers oder Neffen jagen, in der restlichen Zeit schließen sich andere ihm auf seinem Buschland an, sofern er eines besitzt. Er gewinnt sein Sago in den Sagobeständen von anderen ebenso wie in seinen eigenen. Von seiner persönlichen Habe in seinem Haus sind alle Gegenstände von einigem Wert, etwa große Gefäße, schön geschnittene Teller, gute Speere, bereits seinen Söhnen übertragen worden, obwohl sie noch Kleinkinder sind. Seine eigenen Schweine befinden sich fernab in anderen Dörfern; seine Palmen sind drei Meilen in der einen Richtung und zwei Meilen in der anderen Richtung verstreut; seine Sagopalmen sind noch weiter verstreut, und seine Gartenbeete befinden sich da und dort, meist aber auf dem Boden anderer. Wenn sich auf dem Räuchergestell über dem Feuer Fleisch befindet, dann ist es entweder Fleisch, das von einem anderen erbeutet wurde, einem Bruder, einem Schwager, einem Neffen etc., und ihm übergeben wurde; in diesem Fall dürfen er und seine Familie es verzehren; oder es handelt sich um Fleisch, das er selbst erbeutet hat und das er nun räuchert, um es jemandem anderen zu schenken, denn die eigene Beute zu verzehren, und sei es nur ein kleiner Vogel, ist ein Verbrechen, das nur moralisch verkommene Personen (was bei den Arapesch gewöhnlich mit geistesgestört gleichgesetzt wird) begehen würden. Auch wenn das Haus, in dem er sich befindet, nominell ihm gehört, so wurde es zumindest teilweise aus den Pfosten und Planken von anderen Leuten gehörenden Häusern errichtet, die auseinandergenommen oder zeitweilig verlassen wurden und von denen er sich das Holz ausgeborgt hat. Er wird die Dachbalken, wenn sie zu lang sind, nicht zuschneiden, damit sie auf sein Haus passen, denn sie könnten später für das Haus eines anderen benötigt werden, das eine an-

dere Form oder Größe hat ... Das also ist das Bild der alltäglichen ökonomischen Beziehungen eines Menschen.³

Die Komplexität der Sozialbeziehungen rund um diese alltäglichen Dinge ist überwältigend. Indes kann der Arapesh sich nur anhand solcher Beziehungen, die ihm vertraut sind und sich in artikulierter und sinnvoller Weise in seinem Erfahrungsfeld abspielen, in einer ökonomischen Situation zurechtfinden, deren Elemente mosaikartig in Dutzende von verschiedenen Sozialbeziehungen nichtökonomischer Art eingefügt sind.

So weit zum ortsgebundenen Aspekt des ökonomischen Prozesses in Gegenden, in denen Reziprozität vorherrscht.

2. Ein weiterer bedeutsamer Grund für das Fehlen des integrativen Effekts der Ökonomie in einer primitiven Sozietät ist das *mangelnde Quantitätsdenken*. Wer zehn Dollar besitzt, wird, in der Regel, nicht jedem einzelnen einen anderen Namen geben, sondern sie vielmehr als austauschbare Einheiten betrachten, die ausgetauscht beziehungsweise addiert oder subtrahiert werden können. Ohne einen derartigen Verwendungsmodus, von dem die Bedeutung von Begriffen wie Fond[s] oder Überschuß und Defizit abhängig ist, würde der Gedanke einer Ökonomie im großen und ganzen jeglichen praktischen Zwecks entbehren. Er wäre nicht in der Lage, ein Verhalten zu regeln oder Tätigkeiten zu organisieren und in Gang zu halten. An sich bringt der ökonomische Prozeß einen solchen Modus nicht aus sich hervor, und daß Dinge des Lebensunterhalts einer Berechnung unterworfen werden, ist bloß das Ergebnis der Art und Weise, wie sie eingerichtet sind.

So ist, beispielsweise, die Ökonomie der Trobriand-Inseln in der Form eines ständigen Gebens und Nehmens organisiert, und dennoch gibt es dort keine Möglichkeit, eine Bilanz zu erstellen oder den Begriff eines Fonds zu verwenden. *Reziprozität erfordert die Angemessenheit der Gegengabe, nicht aber eine mathematische Gleichwertigkeit*. Daher können Transaktionen und Entscheidungen nicht mit der vom ökonomischen Gesichtspunkt erforderlichen Genauigkeit bewertet werden, nämlich nach der Art und Weise, in der sie die materielle Bedürfnisbefriedigung berühren. Zahlen, sofern vorhanden, entsprechen nicht Fakten. Wenn auch

3 Margaret Mead, *Cooperation and Competition among Primitive Peoples*, New York, London 1937, S. 31.

die ökonomische Bedeutung eines Aktes groß sein mag, so gibt es doch keine Möglichkeit, seine relative Wichtigkeit zu beurteilen.

Malinowski gab eine Aufzählung der verschiedenen Arten von Geben und Nehmen, angefangen von Gratisgeschenken auf der einen Seite bis zu klaren, kommerziellen Tauschakten auf der anderen.⁴ Seine Zusammenfassung von »Geschenken, Zahlungen und Transaktionen« erfolgte unter sieben Rubriken, die er mit einzelnen sozialen Beziehungen in Verbindung brachte, innerhalb deren jede einzelne auftrat. Von diesen gab es acht. Die Ergebnisse seiner Analyse waren aufschlußreich:

(a) Die Kategorie »Gratisgeschenke« war außergewöhnlich, da Mildtätigkeit weder benötigt noch ermutigt wurde und die Vorstellung von Geschenk stets mit dem Gedanken eines angemessenen Gegengeschenks (aber natürlich nicht der Gleichwertigkeit) verbunden war. Selbst echte »Gratisgeschenke« wurden als Gegengeschenke interpretiert, die als Gegengabe für einen dem Geber geleisteten Dienst gegeben wurden. Malinowski stellte fest, daß »die Eingeborenen zweifellos Gratisgeschenke *nicht* als ein und derselben Art zugehörig betrachten würden«. Dort wo die Vorstellung von einem »völligen Verlust« fehlt, ist der Vorgang des Ausgleichs eines Fonds nicht durchführbar.

(b) In jener Kategorie von Transaktionen, bei denen erwartet wird, daß auf das Geschenk eine ökonomisch gleichwertige Gegengabe erfolgt, treffen wir auf ein weiteres verwirrendes Faktum. Dies ist die Kategorie, die sich nach unseren Vorstellungen von Handel praktisch nicht unterscheiden mußte. Weit gefehlt. Gelegentlich wird ein und derselbe Gegenstand zwischen den Partnern hin- und hergetauscht, wodurch diese Transaktion jeglichen vorstellbaren ökonomischen Sinns und Zwecks beraubt wird. Durch das einfache Verfahren der wenn auch umständlichen, Rückgabe des Schweins an den Geber erweist sich der Austausch von Gleichwertigem nicht etwa als ein Schritt in die Richtung einer ökonomischen Rationalität, sondern als Vorkehrung gegen das Eindringen utilitaristischer Überlegungen. Der ausschließliche Zweck eines solchen Austausches ist die Verbesserung der Beziehungen durch eine Stärkung des Reziprozitätsverhältnisses.

(c) Der utilitaristische Austausch (*gimwali*) unterscheidet sich

4 Bronislaw Malinowski, *Argonauten des westlichen Pazifiks*, Frankfurt/M. 1979, Kap. VI.

von jedem anderen Typus von gegenseitiger Geschenkübergabe. Während beim zeremonialen Austausch von Fisch gegen Yams (*wasi*) die Angemessenheit beiderseits im Prinzip gegeben ist, wobei ein geringer Fang oder eine schlechte Ernte zur Verringerung der dargebotenen Menge führt, kommt es beim utilitaristischen Austausch zumindest dem Anschein nach zu Feilschen und Schachern. Er ist weiterhin durch das Fehlen spezifischer Partnerschaften gekennzeichnet und, wenn es um Handwerkserzeugnisse geht, durch eine Beschränkung auf neuwertige Waren, da ein gebrauchter Artikel mit einer persönlichen Wertschätzung verbunden sein könnte.

(d) Im Rahmen der sozial definierten Beziehungen – von denen es viele gibt – ist der Austausch gewöhnlich ungleich, wie es der jeweiligen Beziehung entspricht. Bei Gütern und Dienstleistungen werden Aneignungsvorgänge somit häufig in solcher Weise geregelt, die manche Transaktionen irreversibel und viele Güter untereinander nicht austauschbar macht.

Es ist also kaum zu erwarten, daß das Quantitätsdenken in jenem weiten Bereich des Lebensunterhalts zur Wirkung kommt, der unter die Rubrik »Geschenke, Zahlungen und Transaktionen« fällt.

3. Ein weiterer, unter primitiven Verhältnissen nicht anwendbarer Begriff ist der des *Eigentums* als Verfügungsrecht über bestimmte Objekte. Infolgedessen ist eine klare Bestandsaufnahme von Besitz praktisch unmöglich. Wir finden hier verschiedenartige Rechte verschiedener Personen hinsichtlich desselben Gegenstands. Durch diese Zerteilung wird die Ganzheit des Objekts im Sinne von Eigentum zerstört. Der Aneignungsvorgang hat in der Regel nicht das vollständige Objekt, beispielsweise ein Stück Land, zum Gegenstand, sondern nur seine separaten Verwendungen, wodurch der Begriff des Eigentums seiner Wirksamkeit in bezug auf Objekte beraubt wird.

4. Eigentliche *ökonomische Transaktionen* kommen in auf verwandtschaftlicher Basis organisierten Gemeinschaften kaum vor. In der Frühzeit sind Transaktionen öffentliche Akte, die mit Blick auf den Status von Personen und andere bewegliche Dinge vollführt werden: die Braut, die Ehefrau, der Sohn, der Sklave, der Ochse, das Boot. Bei sesshaften Völkern wurden Veränderungen im Status eines Stücks Boden ebenfalls öffentlich bestätigt.

Derartige Statusübertragungen hatten natürlich auch bedeutende ökonomische Folgen. Brautwerbung, Verlobung und Eheschlie-

ßung, Adoption und Freisprechung sind von Güterübertragungen begleitet, die manchmal sofort, manchmal langfristig erfolgen. So groß auch die ökonomische Bedeutung einer solchen Transaktion sein mochte, so stand diese doch an zweiter Stelle hinter ihrer Wichtigkeit in bezug auf die rangmäßige Einordnung von Personen in die Sozialstruktur. Wie ist es dann dazu gekommen, daß Gütertransaktionen schließlich von den typischen personalen Transaktionen zwischen Verwandten losgelöst wurden?

Solange nur wenige Statusgüter wie Boden, Vieh und Sklaven übertragbar waren, bestand keine Notwendigkeit für separate ökonomische Transaktionen, da die Übertragung solcher Güter eine Änderung des Status begleitete, während eine Übertragung dieser Güter ohne eine solche Änderung vom Gemeinwesen nicht gebilligt worden wäre. Im übrigen konnte man kaum solche Güter ökonomisch bewerten, deren Schicksal untrennbar mit dem ihrer Besitzer verknüpft war.

Separate Transaktionen hinsichtlich Gütern waren in frühen Zeiten auf die beiden wichtigsten beschränkt, nämlich auf Boden und Arbeit. Auf diese Weise wurden gerade jene »Güter«, die als letzte frei übertragbar werden sollten, die ersten, die zum Gegenstand beschränkter Transaktionen wurden; beschränkt insofern, als Boden und Arbeit noch lange Zeit hindurch Teil des gesellschaftlichen Gefüges blieben und nicht willkürlich übertragen werden konnten, ohne dieses zu zerstören. So konnten weder Boden noch freie Männer einfach verkauft werden. Ihre Übertragung war bedingt und temporär. Die Weitergabe machte vor einer uneingeschränkten Übertragung des Eigentumsrechts halt. Unter den ökonomischen Transaktionen im stammesmäßig-feudalen Arrapha am Tigris illustrieren jene diesen Punkt, die sich auf Boden und Arbeit beziehen. Eigentum an Boden und Personen gehörte bei den Nuzi bestimmten Gemeinschaften – Klans, Familien, Dörfern. Nur die Nutzung wurde übertragen. Wie ungewöhnlich zur Zeit der Stammesherrschaft die Übertragung von Bodeneigentum war, zeigt sich in der dramatischen Episode, in der Abraham von den Hethitern ein Familiengrab kauft.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Übertragung von »Nutzungsrecht« an sich mehr »ökonomisch« ist, als es die Übertragung des Eigentums wäre. Beim Wechsel des Eigentums mögen Fragen des Prestiges und emotionale Faktoren großes Gewicht ha-

ben, bei der Übertragung des Nutzungsrechts dominiert das utilitaristische Element. In moderner Sprache heißt dies: Der Zins, der den Preis für die zeitweilige Nutzung darstellt, kann somit als eine der am frühesten eingeführten ökonomischen Größen betrachtet werden.

Schließlich wird sich dann die dünne ökonomische Schicht gleichsam »abheben« von den Statustransaktionen, deren Bezugsbasis eine Person ist. Dann wird nur mehr das ökonomische Element übertragen, wobei die Transaktion als eine Statustransaktion ausgegeben wird, die allerdings fiktiv zu sein hat. Wenn der Verkauf von Land an Personen, die nicht zum Klan gehören, verboten ist, kann der Restanspruch des Klans auf Rücknahme des Bodens vom Käufer durch rechtliche Tricks annulliert werden. Einer davon war die Scheinadoption des Käufers oder die fiktive Zustimmung des Klans zum Verkauf.

Eine andere Entwicklungslinie zu separaten ökonomischen Transaktionen führte, wie wir sahen, über die Übertragung der »Nutzung«, wobei der Restanspruch auf das Eigentum von seiten des Klans oder der Familie ausdrücklich gewahrt blieb. Der gleiche Zweck wurde durch einen gegenseitigen Tausch von »Nutzungsrechten« an verschiedenen Objekten erreicht, wobei die Rückgabe des Objekts selber zugesichert wurde.

Die antike athenische Form der Hypothek (*prasis epi lysei*) war vermutlich eine ausschließliche Übertragung des Nutzungsrechts, wobei (ausnahmsweise) der Debitor *in situ* belassen wurde, während dem Gläubiger ein Teil der Ernte als Zins zugesagt wurde. Das Recht des Gläubigers wurde durch die Errichtung eines Marksteins geschützt, auf dem sein Name und die Schuldsomme eingemeißelt waren, wobei allerdings weder das Datum der Rückzahlung noch die Zinsen erwähnt wurden. Wenn diese Interpretation des attischen *horos* richtig ist, dann wurde damit das Stück Land sozusagen auf freundschaftliche Art und Weise und unbestimmte Dauer gegen eine Beteiligung an der Ernte verpfändet. Ein Säumnis mit anschließender Pfändung kam nur sehr selten vor, höchstens im Falle einer Konfiskation des Bodens des Debtors oder des Ruins seiner gesamten Familie.

In fast allen Fällen dient diese separate Übertragung der »Nutzung« der Stärkung der Familien- und Klanbildung samt ihren sozialen, religiösen und politischen Verhältnissen. Die ökonomische

Exploitation der Nutzung wird somit vereinbar mit der freundschaftlichen Gegenseitigkeit dieser Beziehungen. Sie dient der Erhaltung der Herrschaft des Kollektivs über die von ihren einzelnen Mitgliedern getroffenen Abmachungen. Bis dahin tritt jedoch der ökonomische Faktor in den Transaktionen kaum stärker hervor.

5. *In vielen archaischen Sozietäten entsteht der Wohlstand nicht durch Güter, sondern durch Dienstleistungen. Diese werden von Sklaven, Dienern und Gefolgsleuten ausgeführt.* Menschliche Wesen zu veranlassen, ihrem Status entsprechend willig zu dienen, ist ein Ziel der politischen (nicht der ökonomischen) Macht. Mit der Zunahme des materiellen gegenüber dem nichtmateriellen Inhalt des Vermögens tritt die politische Form der Vorherrschaft in den Hintergrund und weicht der sogenannten ökonomischen Vorherrschaft. Der Bauer Hesiod befürwortete Sparsamkeit und Feldarbeit um Jahrhunderte früher, als die Gentlemanphilosophen Platon und Aristoteles sich irgendeine andere gesellschaftliche Regelweise als die Politik vorstellen konnten. Zwei Jahrtausende später produzierte eine neue Mittelschicht in Europa eine Fülle von Waren und wandte sich mit »ökonomischen« Argumenten gegen ihre Feudalherren, und ein weiteres Jahrhundert danach übernahm die Arbeiterklasse eines Industriezeitalters von ihnen diese Kategorie als ein Instrument der eigenen Emanzipation. Die Aristokratie fuhr fort, die Regierung zu monopolisieren und auf die Warenproduktion herabzusehen. Daraus folgt, solange die abhängige Arbeit als ein Element der Vermögensbildung vorherrscht, kommt der Ökonomie bloß eine schattenhafte Existenz zu.

6. In der Philosophie des Aristoteles waren dies *die drei Aspekte des Wohlstands*: Ehre und Prestige, Sicherheit von Leib und Leben, reicher Besitz. Der erste bedeutet Privilegien und Ehrungen, Status und Vorrang; der zweite gewährleistet Sicherheit vor offenen und heimlichen Feinden, Verrat und Rebellion und vor dem Übermut der Starken, sogar Schutz vor dem Arm des Gesetzes; der dritte, reicher Besitz, bedeutet die Freude an Besitztum, vor allem in der Form von Ererbtem oder berühmten Schätzen. Sicherlich kommen dem Besitzer von Ehre und Sicherheit in der Regel auch noch nutzbare Güter wie Nahrungsmittel und Materialien zu, aber die Glorie übertrifft die Güter bei weitem. Armut hingegen ist Zeichen eines niederen Status und bedeutet, daß der Betreffende für seinen Lebensunterhalt arbeiten muß, häufig auf Anweisung anderer. Je

weniger diese Anweisungen begrenzt sind, desto erbärmlicher ist seine Lage. Es ist nicht so sehr die manuelle Arbeit – wie die stets geachtete Stellung des Bauern beweist –, sondern die Abhängigkeit des Dienenden von den persönlichen Launen und Befehlen eines anderen, die ihn zum Gegenstand der Verachtung macht. Hier ist wiederum das rein ökonomische Faktum eines niedrigen Einkommens dem Blick entzogen.

7. *Agatha* sind die größten Schätze des Lebens, jene Dinge also, die am wünschenswertesten und auch seltensten sind. Es ist in der Tat ein überraschender Zusammenhang, in dem wir jenem Aspekt der Güter begegnen, d[en] die moderne Theorie als das Kriterium des »Ökonomischen« betrachtet, nämlich Knappheit. Bei genauer Betrachtung dieser Schätze des Lebens muß dem scharfen Verstand auffallen, wie völlig verschieden die Ursache ihrer »Knappheit« von jener ist, welche uns der Nationalökonom erwarten läßt. Von seinem Standpunkt aus spiegelt die Knappheit entweder die Kargheit der Natur oder die mit der Produktion zusammenhängende Plage der Arbeit wider. Die höchsten Ehren und die seltensten Auszeichnungen sind aus keinem dieser beiden Gründe knapp. Sie sind vielmehr deshalb offensichtlich knapp, weil an der Spitze der Hierarchie nicht genügend Platz ist. Die Knappheit von *agatha* ist unmittelbar mit Rang, Immunität und Schätzen verbunden; sie wären nicht das, was sie sind, wenn sie vielen zugänglich wären. Das erklärt auch, warum in der frühen Gesellschaft die »ökonomische Bedeutung« von Knappheit fehlt, unabhängig davon, daß Gebrauchsgüter gelegentlich knapp sein können, denn die seltensten Glücksgüter liegen nicht in diesem Bereich. Die Knappheit ist hier von der nichtökonomischen Ordnung der Dinge abgeleitet.

8. Die *Selbstgenügsamkeit* einer Gruppe von Menschen, diese Voraussetzung der reinen Existenz, ist dann gewährleistet, wenn das »Lebensnotwendige« physisch verfügbar ist. Die hier gemeinten Dinge umfassen solche, die das Leben erhalten und lagerfähig, also dauerhaft, sind. Getreide, Wein und Öl sind *chrēmata*, ebenso Wolle und bestimmte Metalle. Die Bürgerschaft und die Mitglieder der Familie müssen sich auf diese in Hungers- oder Kriegszeiten stützen können. Die Menge, die die Familie oder die Stadt »benötigt«, ist ein objektives Erfordernis. Der Haushalt ist die kleinste, die *polis* die größte Einheit der Konsumtion: In beiden Fällen wird das, was »notwendig« ist, durch die Normen der Gemeinschaft

festgesetzt. Daher die Vorstellung von der im wesentlichen begrenzten Menge des Notwendigen. Die Bedeutung kommt der von »Rationen« sehr nahe. Da Gleichwertigkeiten, sei es durch Brauch oder Gesetz, nur für solche Lebensmittel festgesetzt wurden, die tatsächlich als Zahlungs- oder Entlohnungseinheiten dienten, war die Vorstellung der »notwendigen Menge« mit den üblicherweise eingelagerten Massengütern verbunden. Aus funktionalen Gründen war eine Unbeschränktheit menschlicher Bedürfnisse und Erfordernisse – das logische Korrelat zur Knappheit – ein Gedanke, der dieser Vorgangsweise völlig fremd war.

Dies sind einige wesentliche Gründe, die so lange dem Entstehen eines spezifisch ökonomischen Interessengebietes im Wege standen. Selbst dem professionellen Denker erschien das Faktum, daß der Mensch essen muß, nicht der Behandlung wert.

Aristoteles' Sondierungen

Es mag paradox erscheinen, erwarten zu wollen, daß das letzte Wort über das Wesen des ökonomischen Lebens von einem Denker gesprochen worden sein sollte, der kaum seine Anfänge gesehen hat. Und doch war Aristoteles, der an der Wende eines ökonomischen Zeitalters lebte, in einer vorzüglichen Position, die Meriten dieses Gegenstandes zu erkennen.

Dies mag nebenbei erklären, warum in unseren Tagen angesichts einer Veränderung des Stellenwerts der Ökonomie in der Gesellschaft, die in ihrem Ausmaß nur noch mit jener zu vergleichen ist, die zu Aristoteles' Zeit das Heraufkommen des Markthandels ankündigte, die Aristotelischen Erkenntnisse hinsichtlich der Zusammenhänge von Wirtschaft und Gesellschaft in ihrem krassen Realismus gesehen werden können.

Wir haben daher allen Grund, in den Werken des Aristoteles wesentlich stärkeren und bedeutsamen Formulierungen zu ökonomischen Fragen nachzuspüren, als man ih[nen] in der Vergangenheit zugeschrieben hat. Die *dissecta membra* seiner *Ethik* und *Politik* enthüllen eine unerhörte Geschlossenheit des Denkens.

Überall dort, wo Aristoteles eine ökonomische Frage berührte, war er bestrebt, ihr Verhältnis zur Gesellschaft als Ganzes zu erforschen. Der Bezugsgegenstand war die Gemeinschaft als solche, die

auf verschiedenen Ebenen in allen funktionierenden menschlichen Gruppierungen vorhanden ist. Modern ausgedrückt, war die Art und Weise, in der Aristoteles die Dinge des Menschen behandelte, eine soziologische. Beim Umreißen eines Forschungsthemas pflegte er alle Fragen der Herkunft und Aufgabe einer Institution in Beziehung zur Gesellschaft als Ganzheit zu stellen. Gemeinschaft, Selbstgenügsamkeit und Gerechtigkeit waren die Zentralbegriffe. Die Gruppe als lebendige Wesenheit bildet eine Gemeinschaft (*koinonia*), deren Mitglieder durch das Band des guten Willens (*philia*) verbunden sind. In *oikos* und *polis* gibt es eine Art von *philia*, die für diese *koinonia* spezifisch ist, ohne die die Gruppe nicht bestehen könnte. *Philia* kommt im Vorgang der Reziprozität (*antipeponthos*)⁵ zum Ausdruck, das heißt in der Bereitschaft, abwechselnd Bürden zu übernehmen und miteinander zu teilen. Alles, was für die Fortdauer und Erhaltung der Gemeinschaft notwendig ist, einschließlich ihrer Selbstgenügsamkeit (*autarkeia*), ist »naturgemäß« und an sich richtig. Autarkie kann als die Fähigkeit bezeichnet werden, ein Auskommen ohne Abhängigkeit von äußeren Ressourcen zu finden. Im Gegensatz zu unserer eigenen Auffassung bedeutet Gerechtigkeit dabei, daß die Mitglieder der Gemeinschaft ungleichen Rangs sind. Das, was Gerechtigkeit gewährleistet, ob in bezug auf die Verteilung der Schätze des Lebens, auf die rechtliche Beurteilung von Konflikten oder auf die Regelung gegenseitiger Dienstleistungen, ist gut, weil es für das Fortbestehen der Gruppe erforderlich ist. Normierung ist daher von Realität nicht zu trennen.

Diese kurzen Hinweise auf Aristoteles' Gesamtsystem erlauben uns, einen Abriss seiner Ansichten über Handel und Preise zu geben. Externer Handel ist natürlich, wenn er dem Überleben der Gemeinschaft durch Erhaltung ihrer Selbstgenügsamkeit dient. Diese Notwendigkeit ergibt sich, sobald die Sippe zu groß wird und ihre Mitglieder zum Aussiedeln genötigt sind. Ihre Autarkie wäre nun allseitig beeinträchtigt, gäbe es nicht den Vorgang der Übergabe eines Teils (*metadosis*) des eigenen Überschusses. Das Ausmaß, in dem die gemeinsamen Dienstleistungen (oder später die Güter) übertragen werden, ergibt sich aus der Forderung der *philia*, das heißt, daß der gute Wille unter den Mitgliedern fort dauere. Ohne

⁵ Aristoteles, EN 1132b 21, 35.

diesen würde die Gemeinschaft als solche zu bestehen aufhören. Der gerechte Preis leitet sich somit von den Anforderungen der *philia* her und drückt sich in Form von Reziprozität aus, die zum Wesen jeglicher menschlicher Gemeinschaft gehört.

Von diesen Prinzipien leitet sich aber auch seine scharfe Kritik am kommerziellen Handel ebenso her wie die Maximen für die Festsetzung von Tauschwerten oder der gerechte Preis. Der Handel ist, wie wir sahen, nur so lange »natürlich«, wie er ein Erfordernis der Selbstgenügsamkeit darstellt. Preise sind dann gerecht festgesetzt, wenn sie dem Status der Beteiligten in der Gemeinschaft entsprechen und damit den guten Willen stärken, auf dem die Gemeinschaft beruht. Der Austausch von Gütern ist ein Austausch von Dienstleistungen, und dies ist wiederum ein Postulat der Selbstgenügsamkeit und wird durch gemeinsame Teilhabe zu gerechten Preisen bewirkt. Bei solchen Tauschakten gibt es keinen Gewinn; die Preise der Güter sind bekannt und werden vorher festgesetzt. Sollte ausnahmsweise und um einer praktischen Güterverteilung willen ein mit Gewinn verbundener Verkauf auf dem Marktplatz notwendig sein, dann soll dies von Fremden bewerkstelligt werden. Die Handels- und Preistheorie des Aristoteles war nichts anderes als eine einfache Erweiterung seiner allgemeinen Lehre von der menschlichen Gemeinschaft.

Gemeinschaft, Selbstgenügsamkeit und Gerechtigkeit: Diese Kernsätze seiner Soziologie waren auch der Bezugspunkt seines Denkens in allen ökonomischen Fragen, ob es um das Wesen der Ökonomie oder um Verfahrensfragen ging.

Die Neigung zur Soziologie

Aristoteles' Ausgangspunkt bei der Beschäftigung mit dem Wesen der Ökonomie ist immer empirisch. Die Begriffsbildung aber erweist sich selbst bei einleuchtenden Fakten als tiefgehend und originär.

Der Wunsch nach Reichtümern sei beim Menschen unbegrenzt, hatte Solon in seinen Versen proklamiert. Dies sei keineswegs der Fall, bemerkte Aristoteles, als er das Thema aufnahm. Reichtümer sind in Wahrheit die zur Erhaltung des Lebens notwendigen Dinge, sobald sie sicher im Rahmen der Gemeinschaft aufbewahrt

sind, deren Unterhaltsmittel sie repräsentieren. Die menschlichen Erfordernisse, seien es die des Haushalts oder die der *polis*, sind nicht grenzenlos; auch gibt es in der Natur keine Knappheit an Lebensmitteln. Dieses Argument, das für moderne Ohren seltsam genug klingt, wird überzeugend vorgebracht und genau ausgeführt. An jedem Punkt wird der Hinweis auf Institutionen deutlich. Während die Psychologie ausgeklammert bleibt, wird die Soziologie herangezogen.

Die Ablehnung des Knappheitspostulats (wie wir es nennen würden) beruht auf den Verhältnissen des animalischen Lebens und wird auf jene des menschlichen Lebens ausgeweitet. Trifft es nicht zu, daß Tiere schon von Geburt an ihre Nahrung in der Umwelt vorfinden? Und trifft es nicht zu, daß auch die Menschen ihre Nahrung in der Muttermilch finden und später in ihrer Umwelt, ob als Jäger, Hirten oder Bauern? Da Aristoteles die Sklaverei als »natürlich« empfand, kann er ohne inneren Widerspruch die Sklavenjagd als Jagd nach einer bestimmten Beute bezeichnen und folgerichtig die Muße der Sklaven haltenden Bürgerschaft als Ergebnis der Versorgung aus der Umwelt darstellen. Ansonsten wird keine andere Notwendigkeit, außer die der Ernährung, in Erwägung gezogen und noch weniger gebilligt. Wenn also die Knappheit »von der Nachfrageseite« kommt, wie wir sagen würden, dann gibt Aristoteles die Schuld dafür einer falschen Vorstellung vom guten Leben als einem Wunsch nach größerem Überfluß und physischen Gütern und Freuden. Das Elixier des guten Lebens – die Begeisterung über eine tagelange Theateraufführung, der massenhafte Geschworenendienst, die abwechselnde Ausübung von Ämtern, die Stimmenwerbung, der Wahlkampf, große Festspiele, ja sogar die Aufregung der Schlacht und des Seekriegs – könne weder gehortet noch physisch besessen werden. Sicherlich erfordert das gute Leben, »wie allgemein bekannt ist«, daß der Bürger über Muße verfügt, damit er sich dem Dienst an der *polis* widmen kann. Auch hier war wiederum die Sklaverei ein Teil der Lösung; ein anderer, viel entscheidenderer Teil war die Remuneration aller Bürger für Dienstleistungen im öffentlichen Interesse oder auch die Ausschließung von Handwerkern vom Bürgerrecht, eine Maßnahme, die Aristoteles selbst zu schätzen schien.

Aber auch aus einem anderen Grund erhebt sich das Problem der Knappheit bei Aristoteles nicht. Die Ökonomie – der Wort-

wurzel nach eine Angelegenheit des engeren Haushalts oder des *oikos* – befaßt sich direkt mit den Beziehungen von Personen, die die natürliche Institution des Haushalts bilden. Er besteht nicht aus Besitztümern, sondern aus Eltern, Nachwuchs und Sklaven. Die Methoden des Gartenbaus, der Viehzucht und anderer Produktionsformen hat Aristoteles aus seiner Behandlung der Ökonomie ausgeklammert. Das Schwergewicht liegt insgesamt auf den Institutionen und nur bis zu einem gewissen Punkt auf der Ökologie, während die Technologie in die untergeordnete Sphäre der nützlichen Fertigkeiten verwiesen wird. Aristoteles' Begriff der Ökonomie würde es uns fast erlauben, sie als einen Prozeß zu bezeichnen, der zur Sicherung der Nahrungsmittelversorgung in Gang gesetzt wurde. Mit ähnlicher Freiheit der Wortwahl könnte man sagen, daß Aristoteles die irrtümliche Vorstellung von unbegrenzten menschlichen Bedürfnissen und Erfordernissen oder von einer allgemeinen Knappheit an Gütern zwei Umständen zuschreibt: erstens der Beschaffung von Nahrungsmitteln durch kommerzielle Händler, wodurch Geldverdienst in die Suche nach Nahrung eingeführt wird; zweitens einer falschen Vorstellung vom guten Leben als einer utilitaristischen Akkumulation physischer Freuden. Beim Vorhandensein der richtigen Institutionen für den Handel und dem rechten Verständnis des guten Lebens konnte Aristoteles keinen Platz für den Knappheitsfaktor in der menschlichen Ökonomie sehen. Er übersah keineswegs dessen Zusammenhang mit der Existenz solcher Institutionen wie der Sklaverei, dem Kindermord und einer Lebensweise, die Bequemlichkeit nicht benötigt. Ohne diesen Hinweis auf die Praxis wäre seine Negierung der Knappheit ebenso dogmatisch und für die Erforschung der Tatsachen ungünstig geblieben, wie es das Knappheitspostulat in unseren Tagen ist. Bei ihm aber setzen die menschlichen Bedürfnisse ein für allemal Institutionen und Bräuche voraus.

Aristoteles' Verwendung der materiellen Bedeutung des Begriffs »ökonomisch« lag seiner gesamten Argumentation zugrunde. Denn warum mußte er sich überhaupt mit Ökonomie befassen? Und warum mußte er eine ganze Reihe von Argumenten gegen die populäre Auffassung ins Treffen führen, wonach die Bedeutung dieses nur schemenhaft wahrgenommenen Gebiets in der Verlockung des Reichtums lag, einem unersättlichen, dem Menschen innewohnenden Drang? Zu welchem Zweck entwickelte er eine

die Ursprünge von Familie und Staat umfassende Theorie, nur um zu beweisen, daß die menschlichen Bedürfnisse und Erfordernisse nicht grenzenlos sind und daß nützliche Dinge an sich nicht knapp sind? Was war das Motiv hinter dieser umfassenden Demonstration eines an sich widersprüchlichen Punktes, der überdies allzu spekulativ gewirkt haben mußte, um seiner starken Neigung zur Empirie zu entsprechen?

Die Erklärung dafür ist offenkundig. Zwei Verfahrensfragen – Handel und Preis – drängten nach einer Lösung. Wenn die Frage des kommerziellen Handels und der Festsetzung der Preise nicht mit den Erfordernissen des Gemeinschaftslebens und seiner Selbstgenügsamkeit in Zusammenhang gebracht werden konnte, dann gab es weder theoretisch noch praktisch eine rationale Methode zu ihrer Beurteilung. Ergab sich ein solcher Zusammenhang, dann war die Antwort einfach: erstens, ein Handel, der der Wiederherstellung der Selbstgenügsamkeit diene, »war im Einklang mit der Natur«; ein Handel, bei dem dies nicht der Fall war, war »wider die Natur«. Zweitens, die Preise sollten so gestaltet sein, daß sie die Bande der Gemeinschaft stärkten; ansonsten würde der Austausch nicht weiter fortgesetzt werden und die Gemeinschaft zu bestehen aufhören. Das verbindende Konzept war in beiden Fällen die Selbstgenügsamkeit der Gemeinschaft. Die Wirtschaft bestand somit aus den lebenswichtigen Dingen – Getreide, Öl, Wein und ähnlichem –, von denen die Gemeinschaft lebte. Die Schlußfolgerung war bündig, eine andere nicht möglich. Entweder handelte es sich bei der Ökonomie nur um materiell greifbare Dinge, die der Erhaltung des Menschen dienten, oder aber es gab keinen empirisch erfaßbaren rationalen Zusammenhang zwischen solchen Dingen wie Handel und Preisen auf der einen Seite und dem Postulat einer selbstgenügsamen Gemeinschaft auf der anderen. Die logische Notwendigkeit für Aristoteles' Festhalten an der materiellen Bedeutung des Begriffs ökonomisch ist daher offenkundig.

Daher rührt auch der erstaunliche Angriff auf das Gedicht Solons in der Einleitung zu einer Abhandlung über die Ökonomie.

Natürlicher Handel und gerechter Preis

Der kommerzielle Handel (oder nach unseren Begriffen der Markthandel) wurde angesichts der damaligen Umstände zu einer brennenden Frage. Er war eine befremdliche Neuheit, die man weder einordnen noch erklären, noch entsprechend beurteilen konnte. Mit einem Male erwarben achtbare Bürger Geld durch den simplen Vorgang von Kauf und Verkauf. Solches war bislang unbekannt beziehungsweise auf Personen niedrigen Standes, als Höker bekannt, beschränkt gewesen, in der Regel auf Metöken (ansässige Fremde), die sich mit dem Verkauf von Nahrungsmitteln durchschlugen. Solche Personen erzielten einen Profit, indem sie zu einem Preis kauften und zu einem anderen verkauften. Nun hatte sich diese Gepflogenheit offenbar bis in die ehrbare Bürgerschaft hinein ausgebreitet, und nun wurden große Summen Geldes auf eine Weise verdient, die vormals als unehrenhaft gegolten hatte. Wie sollte dieses Phänomen als solches klassifiziert werden? Wie konnte der auf diese Weise systematisch erzielte Profit funktionell erklärt werden? Und wie war eine derartige Tätigkeit zu beurteilen?

Der Ursprung der Marktinstitutionen ist ein komplizierter und ungeklärter Gegenstand. Schon ihre geschichtlichen Anfänge sind kaum exakt aufzuspüren, und noch schwieriger sind die einzelnen Phasen zu verfolgen, in denen sich die frühen Formen des Handels zum Markthandel entwickelten.

Aristoteles' Analyse traf den Kern der Sache. Indem er den kommerziellen Handel *kapēlikē* nannte – bis dahin hatte es dafür keine Bezeichnung gegeben –, deutete er an, daß es sich hierbei um nichts Neues handelte, abgesehen vom Umfang, den er angenommen hatte. Es handelte sich um ein Hökerwesen in großem Stil. Man verdiente »aneinander« (*apallētōn*) durch Methoden des Preisaufschlags, die man häufig auf dem Marktplatz antrifft.

Wie unzureichend eine solche Idee des gegenseitigen Preisaufschlags auch war, so widerspiegelte Aristoteles' Hinweis doch eine entscheidende Übergangsphase in der Geschichte der Ökonomie: jenen Punkt nämlich, an dem sich die Institution des Marktes in den Bereich des Handels auszudehnen begann.

Einer der ersten städtischen Märkte, wenn nicht überhaupt der erste, war kein anderer als die *agora* in Athen. Nichts weist darauf hin, daß sie gleichzeitig mit der Gründung der Stadt entstanden

ist. Die erste belegbare Erwähnung der *agora* stammt aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., als sie bereits fest etabliert, wenn auch noch umstritten war. Während ihrer ganzen frühen Geschichte gingen die Verwendung kleiner Münzen und der Verkauf von Nahrungsmitteln Hand in Hand. Seine Anfänge in Athen sollten daher mit der Prägung des Obolus etwa im frühen 5. Jahrhundert v. Chr. zusammenfallen. Auf asiatischem Territorium mag es vielleicht einen Vorläufer in Sardeis, der Hauptstadt Lydiens, gegeben haben, die in jeder Hinsicht eine Stadt griechischen Typus war. Auch hier finden wir wieder die Anfänge der Verwendung von Kleingeld, vor allem, wenn wir die Verwendung von Goldstaub dazuzählen. In dieser Hinsicht läßt Herodot keinen Zweifel. Die Midaslegende datiert das Vorhandensein von großen Mengen an Flußgold in Phrygien etwa um das Jahr 715 v. Chr., während in Sardeis der Marktplatz von einem goldhaltigen Fluß, dem Pactolus, durchflossen wurde. An Herodots Geburtsort, Halikarnassos, stand das riesige Alyattes-Denkmal, dessen Baukosten zum Teil durch großzügige Spenden der lydischen Liebesdienerinnen aufgebracht worden waren, während Gyges, der Gründer der Mermnaden-Dynastie, die Prägung von Münzen aus Elektron eingeführt haben dürfte. Krösus, der Sohn des Alyattes, trug mit prächtigen Geschenken aus massivem Gold zur Ausschmückung von Delphi bei. Es ist nicht bekannt, daß man in Kleinasien Perlen oder Muscheln als Zahlungsmittel verwendet hätte, daher ist die Erwähnung von Goldstaub von entscheidender Bedeutung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die beiden lydischen Erfindungen, Münzprägung und Lebensmittelverkauf, in Athen gleichzeitig eingeführt wurden. Sie waren damit noch keineswegs untrennbar miteinander verbunden. Ägina, das vor Athen Münzen prägte, mochte diese vielleicht nur im Außenhandel verwendet haben. Dasselbe könnte bei den lydischen Münzen der Fall gewesen sein, während Goldstaub auf dem Lebensmittelmarkt und im Zusammenhang mit Liebesdiensten im Umlauf war. Bis zum heutigen Tag, so wird berichtet, verwandelt sich der Marktplatz in Bida, der Hauptstadt von Nupe in Nigerien, nach Mitternacht in einen Ort geschäftlichen Treibens, wobei vermutlich Goldstaub als Zahlungsmittel im Umlauf ist. Auch in Lydien mag das Vorhandensein von Goldstaub den Verkauf von Lebensmitteln auf dem Markt hervorgerufen haben. Attika folgte diesem Beispiel, verwendete aber anstelle von Goldpartikeln Stückchen des silbernen Obolus.

Im allgemeinen verbreiteten sich die Münzen erheblich schneller als die Märkte. Während der Handel blühte und Geld als Wertmesser allgemein verwendet wurde, gab es nur wenige vereinzelte Märkte.

Gegen Ende des 4. Jahrhunderts war Athen berühmt wegen seiner kommerziellen *agora*, wo jedermann ein billiges Mahl kaufen konnte. Das Münzwesen hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, aber außerhalb von Athen war die Verwendung des Marktes nicht besonders populär. Während des Peloponnesischen Krieges wurde die Flotte von zahlreichen Marketendern begleitet, denn die Truppen konnten nur in Ausnahmefällen mit einer Nahrungsmittelversorgung aus örtlichen Märkten rechnen. Noch bis zu Beginn des 4. Jahrhunderts gab es in den ländlichen Gebieten (I)oniens keine ständigen Lebensmittelmärkte. Die Hauptförderer von Märkten waren damals die griechischen Armeen, vor allem die Söldnertruppen, die nun immer häufiger als Geschäftsunternehmen betrieben wurden. Die traditionelle sich selbst versorgende Armee von bewaffneten Fußsoldaten war nur für kurze Kriegszüge eingesetzt worden, und ihre Angehörigen lebten dabei von dem Sack Gerstenmehl, den sie von zu Hause mitgenommen hatten. Um die Wende des 5. Jahrhunderts wurden regelrechte Expeditionsarmeen gebildet, bei denen allerdings nur die Kader aus Bürgern Athens oder Spartas bestanden, während die Masse im Ausland rekrutiert wurde. Der Einsatz einer solchen Streitmacht, besonders wenn sie befreundete Territorien zu durchqueren hatte, führte zu logistischen Problemen, über die sich gelehrte Generäle gerne äußerten.

Xenophons Traktate liefern viele Beispiele der tatsächlichen und gedachten Aufgaben, die den Märkten in der neuen Strategie zugemessen waren. Der Lebensmittelmarkt, auf dem sich die Soldaten mit dem ihnen von ihren kommandierenden Offizieren ausbezahlten Handgeld selbst verproviantieren konnten (außer wenn örtliche Requirierungen möglich waren), war Teil einer größeren Frage – des Verkaufs von Beutegut, vor allem Sklaven und Vieh, sowie der Verproviantierung durch Marketender, die in der Hoffnung auf Gewinn hinter der Armee herzogen. All dies waren im Grunde ebenso viele Marktprobleme. Im Zusammenhang mit jedem einzelnen verfügen wir über Belege der organisatorischen und finanziellen Aktivitäten, die von den für die militärische Aktion verantwortlichen Königen, Generälen oder Regierungen eingeleitet

wurden. Der Kriegszug selber war häufig nicht mehr als Vorwand für einen Raubzug oder die Vermietung einer Armee an eine fremde Regierung zum Vorteil des eigenen Landes, das das Unternehmen aus geschäftlichen Gründen finanzierte. Militärische Effizienz war selbstverständlich die erste Bedingung. Und sei es auch nur aus Gründen militärischer Taktik: Der Beuteverkauf eines Expeditionsheeres war ebenso sehr Teil der Effizienz wie die regelmäßige Verproviantierung der Truppen, da man damit soweit wie möglich eine Verfeindung mit befreundeten Neutralen vermied. Vorausblickende Militärs entwickelten zeitgemäße Methoden zur Anregung örtlicher Markttätigkeit, der Finanzierung von Marketendern zur Versorgung der Truppe und der Zusammenfassung örtlicher Handwerker auf improvisierten Märkten zur Versorgung mit Waffen. Sie steigerten das Marktangebot und die Marktleistungen mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, auch wenn das örtliche Interesse eher zurückhaltend und vorsichtig sein mochte. In der Praxis konnte man sich kaum auf den spontanen Geschäftsgeist der Ansässigen verlassen. Die Regierung Spartas gab dem König, der die Armee im Feld kommandierte, eine aus Zivilisten zusammengesetzte Kommission von »Beutegutverkäufern« als Begleitung mit. Ihre Aufgabe war es, für die sofortige Versteigerung der erbeuteten Sklaven und Tiere an Ort und Stelle zu sorgen. König Agesilaos sorgte dafür, daß die befreundeten Städte entlang der vorgesehenen Marschroute für seine Truppen Märkte »vorbereiteten«, »einrichteten« und »zur Verfügung stellten«. In seiner utopischen *Kyrupaideia* beschrieb Xenophon, wie jeder Händler, der die Armee begleiten wollte und Geld für die Warenbeschaffung benötigte, den Kommandanten aufzusuchen pflegte und, nach Vorlegen entsprechender Referenzen bezüglich seiner Vertrauenswürdigkeit, von diesem einen Vorschuß aus einem zu diesem Zweck unterhaltenen Fonds erhielt (*Kyr.*, VI ii 38f.). Der athenische General Timotheus, der die finanziellen Erfordernisse der Marketender sehr wohl berücksichtigte, ging etwa um diese Zeit so vor, wie es in Xenophons erzieherischem Roman aufgezeigt worden war. Als er im Olynthischen Krieg (364 v. Chr.) seinen Soldaten Kupfergeld statt Silbergeld ausbezahlte, bewog er die Händler, dieses von den Soldaten zu jenem Wert anzunehmen, und versprach ihnen ausdrücklich, daß man es von ihnen beim Ankauf von Beutegut zu jenem Wert akzeptieren und daß alles ihnen nach dem Ankauf von

Beutegut verbleibende Kupfergeld durch Silbergeld ersetzt werden würde (Ps. Arist., *Oecon.*, II 23a.). All dies zeigt, wie wenig man sich damals auf örtliche Märkte stützen konnte, sowohl als Versorgungsquelle wie auch als Absatzmarkt für Beutegut, wenn sie nicht von den Militärs gefördert wurden.

Örtliche Märkte waren somit zu Aristoteles' Zeiten eher schwächliche Gewächse. Sie wurden nur gelegentlich errichtet, in einem Notstand oder zu einem ganz bestimmten Zweck, und auch nur dann, wenn politische Überlegungen es ratsam erscheinen ließen. Auch zeigt sich der örtliche Lebensmittelmarkt in keiner Hinsicht als ein Organ des Fernhandels. Die Trennung von externem Handel und Markt ist die Regel.

Jene Institution, die diese beiden schließlich miteinander verbinden sollte, der Mechanismus von Angebot, Nachfrage und Preis, war Aristoteles unbekannt. Er war natürlich der wahre Ursprung dieser kommerziellen Praktiken, die nun im Handel sichtbar zu werden begannen. Traditionsgemäß hatte der (externe) Handel mit Kommerz nichts zu tun. Ursprünglich eine kriegsähnliche Beschäftigung, konnte er sich nie von der Bindung an die Obrigkeit lösen, ohne die unter archaischen Bedingungen nur wenig Handel stattfinden konnte. Quelle des Zuwachses waren Beutegut und Geschenke (ob freiwillige oder erpreßte), öffentliche Ehren und Preise, die goldene Krone und der Boden, vom Prinzen oder dem Staat verliehen, und die erworbenen Waffen und Luxusgegenstände – in der *Odyssee* als *kerdos* bezeichnet. Zwischen all diesem und dem örtlichen Lebensmittelmarkt der *polis* bestand kein physischer Zusammenhang. Der phönikische *emporos* pflegte seine Schätze und Schmuckstücke im Palast des Fürsten oder im Herrensitz zur Schau zu stellen, während sich seine Schar niederließ, um ihre eigene Nahrung im jährlichen Wechsel auf fremder Erde zu produzieren. Spätere Formen des Handels entwickelten sich nach verwaltungsmäßigen Richtlinien, erleichtert durch die Urbanität der Beamtschaft der Handelsplätze. Der Händler, sofern er nicht durch Kommissionsgebühren entschädigt wurde, erzielte seinen »Gewinn« aus den Erlösen der Importe, welche die Trophäe des Unternehmens darstellten.

Vor der Festsetzung von Vertragspreisen, die Gegenstand von Verhandlungen waren, kam es vielfach zu Feilschen und Schachern auf diplomatischem Wege. Sobald aber ein Vertrag abgeschlossen

war, fand auch das Feilschen ein Ende. Der Vertragsabschluß war gleichbedeutend mit der Festsetzung des Preises, zu dem der Handel stattfinden würde. Da es keinen Handel ohne entsprechenden Vertrag gab, schloß das Vorhandensein eines Vertrags jegliche Marktpraktiken aus. Handel und Märkte waren nicht nur durch verschiedene Örtlichkeiten, Status und Personal gekennzeichnet, sie unterschieden sich auch im Zweck, im Ethos und in der Organisation.

Wir können noch nicht mit Sicherheit erkennen, wann und in welcher Form Handel, Schacher und Profit am Preis in den Bereich des Handels eindringen, wie bei Aristoteles angedeutet. Trotz des Fehlens internationaler Märkte waren Gewinne aus dem Überseehandel etwas Normales. Zweifellos hat das scharfe Auge des Theoretikers die Zusammenhänge zwischen den schäbigen Tricks auf der *agora* und den neuartigen Formen der Handelsprofite erkannt, die das Tagesgespräch bildeten. Das Instrument aber, das ihre Zusammengehörigkeit konstituierte – der Mechanismus von Angebot, Nachfrage und Preis –, entging Aristoteles. Die Verteilung von Lebensmitteln auf dem Markt bot dem Wirken dieses Mechanismus noch viel zu wenig Spielraum; und der Fernhandel wurde nicht durch individuelle Konkurrenz gesteuert, sondern durch institutionalisierte Kräfte. Auch waren weder die örtlichen Märkte noch der Fernhandel durch auffallende Preisbewegungen gekennzeichnet. Erst nach dem 3. vorchristlichen Jahrhundert war im internationalen Handel so etwas wie ein Mechanismus von Angebot, Nachfrage und Preis zu bemerken. Dies geschah in bezug auf Getreide und später auf Sklaven im Freihafen von Delos. Die athenische *agora* lag somit zwei Jahrhunderte vor dem Entstehen eines Marktes in der Ägäis, der so etwas wie einen Marktmechanismus aufwies. Aristoteles, der in der zweiten Hälfte dieser Periode schrieb, erkannte die frühen Beispiele von Gewinnerzielung aus Preisunterschieden als jene symptomatische Entwicklung in der Organisation des Handels, die sie in der Tat auch darstellte. Angesichts des Fehlens von preisbildenden Märkten hätte er jedoch die Erwartung, daß der neue Drang zum Geldverdienen möglicherweise irgendeinem nützlichen Zweck dienen könnte, nur als Absurdität betrachtet. Und was Hesiod betrifft, so ist sein Lob des friedlichen Wettkampfes nie über die Siegespreise des vormarktlischen Wettbewerbs auf gutsherrlichem Niveau hinausgegangen – ein Lob

dem Töpfer, ein Stück Fleisch dem Holzfäller, ein Geschenk dem siegreichen Sänger.

Der Austausch von Gleichwertigem

Hier soll der Gedanke entkräftet werden, daß Aristoteles in seiner *Ethik* eine Theorie des Preises entwickelt habe. Eine solche Theorie ist wohl entscheidend für das Verständnis des Marktes, dessen Hauptfunktion die Bildung jenes Preises ist, der den Ausgleich von Angebot und Nachfrage bewirkt. Indessen war er mit keinem dieser Begriffe vertraut.

Das Postulat der Selbstgenügsamkeit besagte, daß jener Handel, der für die Wiederherstellung der Autarkie benötigt wurde, natürlich und damit rechtens war. Handel bedeutete Tauschakte, die wiederum einen bestimmten Wertmaßstab implizierten, zu dem dieser Tausch stattfinden sollte. Wie aber fügen sich Tauschakte in den Rahmen der Gemeinschaft ein? Und wenn es Tauschakte gab, nach welchem Wertmesser sollten sie getätigt werden?

Was den Ursprung des Tauschaktes betrifft, so hätte den Philosophen der *Gemeinschaft* nichts weniger begeistert als die laut Adam Smith dem Individuum angeblich inhärente Neigung. Der Austausch, sagte Aristoteles, entstand aus den Bedürfnissen der Großfamilie, deren Mitglieder ursprünglich gemeinsam Dinge benutzten, die ihnen gemeinsam gehörten. Als ihre Zahl wuchs und sie aussiedeln mußten, fehlten ihnen manche Dinge, die sie vorher gemeinsam benutzt hatten, und sie mußten nun die nötigen Dinge voneinander erwerben.⁶ Dies bedeutete wechselseitigen Austausch. Kurz gesagt,⁷ Reziprozität beim Teilen wurde durch Tauschakte bewirkt.⁸ Daher Austausch.

Die Austauschquote muß so beschaffen sein, daß die Gemeinschaft erhalten bleibt.⁹ Wiederum waren nicht die Interessen der einzelnen, sondern die der Gemeinschaft das Leitprinzip. Die Fähigkeiten von Personen von verschiedenem Status mußten daher nach einer dem jeweiligen Status des anderen proportionalen Rate

6 Aristoteles, *Pol.*, 1257a 24.

7 Ebd., 1257a 19.

8 Ebd., 1257a 25.

9 Aristoteles, *EN*, 1133b 16, 1133b 8.

getauscht werden: Die Leistung des Baumeisters wurde gegen die mehrfache Leistung des Schusters getauscht; wäre dem nicht so, dann würde die Reziprozität gestört werden und die Gemeinschaft nicht überleben.¹⁰

Aristoteles bot eine Formel an, nach der die Rate (oder der Preis) festgesetzt werden sollte:¹¹ Sie ist gegeben durch den Punkt, an dem sich zwei Diagonalen schneiden, jede von ihnen repräsentiert den Status einer der beiden Partner.¹² Dieser Punkt wird formal durch vier Quantitäten bestimmt – zwei an jeder Diagonale. Die Methode ist verwirrend, das Ergebnis unrichtig. Die analytische Ökonomie stellte die vier bestimmenden Quantitäten korrekt und genau dar durch das Aufzeigen des Indexpaares auf der Nachfragekurve und des Indexpaares auf der Angebotskurve, welche den Preis ergeben, der den Markt räumt. Der entscheidende Unterschied bestand darin, daß der moderne Ökonom damit eine Beschreibung der *Preisbildung* auf dem Markt geben wollte, während Aristoteles ein solcher Gedanke völlig fernlag. Er war mit dem ganz anders garteten und grundsätzlich praktischen Problem befaßt, eine Formel zu finden, nach der *der Preis festgesetzt werden sollte*.

Überraschenderweise schien Aristoteles zwischen dem festgesetzten und dem ausgehandelten Preis keinen anderen Unterschied zu sehen als den des Zeitpunkts, wobei der erstere vor der Transaktion vorhanden war, während der letztere erst danach zum Vorschein kam.¹³ Der ausgehandelte Preis, so behauptete er, müßte zur Überhöhung tendieren, weil er festgesetzt wurde, als die Nachfrage noch nicht befriedigt war. Dies allein sollte ein ausreichender Beweis sein für die Naivität des Aristoteles in bezug auf das Funktionieren des Marktes. Er glaubte offenbar, daß der festgesetzte, gerechte Preis verschieden von dem ausgehandelten sein müßte.

Der festgesetzte Preis hatte, abgesehen von seiner Gerechtigkeit, auch den Vorteil, den natürlichen vom naturwidrigen Handel zu trennen. Da der natürliche Handel ausschließlich auf die Wiederherstellung der Selbstgenügsamkeit abzielt, wird dies durch den festgesetzten Preis gewährleistet, indem er den Gewinn ausschließt. Gleichwertigkeiten – wie wir von jetzt an die festgesetzte

¹⁰ Ebd., 1133b 29.

¹¹ Ebd., 1133a 8.

¹² Ebd., 1133a 10.

¹³ Ebd., 1133b 15.

Rate nennen wollen – dienen daher der Sicherung des »natürlichen« Handels. Der ausgehandelte Preis könnte einer der beteiligten Parteien auf Kosten der anderen einen Profit einbringen und damit den Zusammenhang der Gemeinschaft untergraben, statt ihn zu festigen.

Dem modernen marktgemäßen Denken mag die hier dargestellte und Aristoteles zugeschriebene Gedankenreihe als eine Folge von Paradoxen erscheinen.

Sie bedeutet das Außerachtlassen des Marktes als Instrument des Handels, der Preisbildung als einer Funktion des Marktes und jeglicher anderen Funktion des Handels als der des Beitrags zur Selbstgenügsamkeit sowie Gründe, warum der festgesetzte Preis sich von dem auf dem Markt gebildeten Preis unterscheiden kann und warum Schwankungen der Marktpreise erwartet werden können, und schließlich der Konkurrenz als jener Einrichtung, die einen insofern einzigartigen Preis bildete, als er den Markt räumt und daher als *die* natürliche Austauschrate betrachtet werden kann.

Statt dessen betrachtet man hier Märkte und Handel als getrennte und unterschiedliche Institutionen, Preise als Ergebnis von Brauch, Gesetz oder Proklamation, gewinnbringenden Handel als »unnatürlich«, festgesetzte Preise als »natürlich«, Preisschwankungen als unnatürlich und den natürlichen Preis keineswegs als eine unpersönliche Bewertung der Tauschgüter, sondern als Ausdruck der gegenseitigen Einschätzung des Status der Produzenten.

Für die Lösung dieser offensichtlichen Widersprüche ist die Einführung des Begriffs der Gleichwertigkeiten von entscheidender Bedeutung.

In der Schlüsselpassage über den Ursprung des Tausches (*allagē*) gab Aristoteles eine präzise Beschreibung der grundlegenden Institution der archaischen Gesellschaft – des Austauschs von Gleichwertigkeiten. Die zunehmende Größe der Familie führte zum Ende ihrer Selbstgenügsamkeit. Da es ihnen an diesem und jenem mangelte, mußten sie sich dieses von anderen beschaffen. Manche barbarischen Völkernschaften, meinte Aristoteles, betreiben immer noch diese Art von Naturaltausch, »denn solche Völkernschaften tauschen nur das untereinander aus, was sie brauchen, aber nicht mehr, indem sie zum Beispiel Wein hergeben und dafür Getreide in Empfang nehmen, und ebenso bei allen anderen Gütern. Ein solcher Tauschhandel ist weder gegen die Natur, noch ist er eine

Art des Gelderwerbs; denn er dient ja nur zur Wiederherstellung der natürlichen Selbstgenügsamkeit.«¹⁴

Die Institution des Austausches von Gleichwertigem sollte gewährleisten, daß alle Haushaltungen einen Anspruch auf einen Anteil an den lebenswichtigen Massengütern zu feststehenden Sätzen hatten, die sie im Austausch für solche Massengüter erhielten, die sie ihrerseits besaßen. Von niemandem konnte erwartet werden, daß er seine Güter auf Aufforderung und ohne Gegenleistung hergäbe; ja, der Bedürftige, der nichts Gleichwertiges zum Tausch anzubieten hatte, mußte seine Schuld abarbeiten (daher die große gesellschaftliche Bedeutung der Schuldknechtschaft). Somit leitete sich der Tausch von der Institution der Teilhabe am Lebensnotwendigen her; Zweck des Tausches war es, alle Haushalter mit Lebensnotwendigkeiten bis zum Grad der Selbstgenügsamkeit zu versorgen; er war institutionalisiert als Verpflichtung der Haushalter, von ihren Überschüssen jedem anderen Haushalter, dem es an diesem spezifischen Gut mangelte, auf dessen Wunsch abzugeben, und zwar in dem Maße, wie es ihm daran mangelte, aber auch nur insoweit. Der Austausch wurde zu einem feststehenden Satz (Gleichwertigkeit) im Verhältnis zu anderen Massengütern vollzogen, von denen der Haushalter einen Vorrat hatte. Insofern man rechtliche Begriffe auf solche primitiven Verhältnisse anwenden kann, bezog sich die Verpflichtung des Haushalters auf eine Übertragung von gleichen Sachen, die im Umfang auf das tatsächliche Bedürfnis des Fordernden begrenzt war, nach Gleichwertigkeitsätzen unter Ausschluß von Kredit durchgeführt wurde und alle Massengüter umfaßte.

In der *Ethik* betonte Aristoteles, daß trotz der Gleichwertigkeit der Güter eine der Parteien profitierte, nämlich jene, die genötigt war, die Transaktion vorzuschlagen. Dennoch bedeutete dieser Vorgang, langfristig gesehen, ein wechselseitiges Teilen, da einmal dieser, ein andermal jener an der Reihe war, von dieser Möglichkeit zu profitieren.

Die Existenz des Staates ist abhängig von solchen Akten der proportionalen Reziprozität ..., ohne die kein Teilen zustande kommt, und dieses Teilen ist es, das uns aneinanderbindet. Der Grund, warum wir den Grazien auf einem öffentlichen Platz einen Schrein errichtet haben, soll die Menschen

14 Aristoteles, *Pol.*, 1257a 24-31.

gemahnen, eine empfangene Wohltat zurückzugeben; es ist dies ein besonderes Merkmal des Wohltuns, denn nicht nur ist es Pflicht, eine erhaltene Gefälligkeit zu erwidern, sondern auch zu anderer Zeit selbst die Initiative zu ergreifen, einem anderen einen solchen Dienst zu leisten.¹⁵

Nichts, meine ich, könnte die Bedeutung von Reziprozität besser demonstrieren als diese Schilderung. Man könnte es als Reziprozität der Sittlichkeit bezeichnen. Der Tausch wird hier als Teil der Reziprozität des Verhaltens gesehen, im Gegensatz zur marktmäßigen Auffassung, die den Tausch mit Eigenschaften verband, die das genaue Gegenteil jener Großzügigkeit und Wohltätigkeit darstellen, die dem Gedanken der Reziprozität zugeordnet waren.

Ohne diese Schlüsselstellen wären wir heute immer noch nicht imstande, die entscheidende Institution der archaischen Gesellschaft zu erkennen, trotz der zahlreichen dokumentarischen Beweisstücke, die von Archäologen in den letzten zwei oder drei Generationen zutage gefördert wurden. Zahlen, die das mathematische Verhältnis zwischen Einheiten von Gütern verschiedener Art ausdrückten, wurden während der ganzen Zeit von Orientalisten als »Preis« interpretiert, denn die Existenz von Märkten wurde als selbstverständlich vorausgesetzt. In Wirklichkeit bedeuteten diese Zahlen Gleichwertigkeiten, die mit Märkten und Marktpreisen nichts zu tun hatten, deren feststehende Wertigkeit immanent war und keinerlei vorangegangene Schwankungen implizierte, die durch irgendeinen Vorgang der »Festsetzung« oder »Fixierung« vollendet worden wären, wie der Satz anzudeuten scheint. Hier führt uns die Sprache selbst in die Irre.

Die Texte

Hier ist nicht der Ort, die zahlreichen Punkte anzuführen, in denen sich unsere Darstellung von früheren unterscheidet. Dennoch müssen wir kurz auf die Originaltexte zurückgreifen. Es war fast unvermeidlich, daß man sich über den Gegenstand der Diskurse des Aristoteles eine irrtümliche Meinung bildete. Der kommerzielle Handel, der für das Thema gehalten wurde, befand sich, wie es nun offenkundig ist, zu seiner Zeit erst im Anfangsstadium.

15 Aristoteles, *EN*, 1133a 3-6.

Nicht das Babylonien des Hammurabi, sondern der griechisch sprechende Randbereich Kleinasiens war, zusammen mit dem griechischen Mutterland, für diese Entwicklung verantwortlich – und das war gut ein Jahrtausend später. Aristoteles konnte daher nicht die Funktionsweise eines ausgebildeten Marktmechanismus beschreiben und dessen Auswirkungen auf die Ethik des Handels besprochen haben. Daraus folgt wiederum, daß einige seiner Schlüsselbegriffe, vor allem *kapēlikē*, *metadosis* und *chrēmatistikē* bei der Übersetzung falsch interpretiert wurden. Manchmal ist dieser Irrtum sehr subtil. *Kapēlikē* wurde wiedergegeben als die Kunst des Kleinhandels anstatt der Kunst des »kommerziellen Handels«, *chrēmatistikē* als die Kunst des Gelderwerbs anstatt jener der Versorgung, das heißt der Beschaffung der lebensnotwendigen Sachgüter. In einem anderen Fall ist die Verzerrung offensichtlich: *metadosis* wurde für Austausch oder Tausch gehalten, obwohl es eindeutig das Gegenteil bedeutet, nämlich »seinen Teil geben«. Eine kurze Übersicht, entsprechend der Reihenfolge: Grammatikalisch bezeichnet *kapēlikē* die Kunst des *kapēlos*. Die Bedeutung von *kapēlos*, wie sie von Herodot um die Mitte des 5. Jahrhunderts verwendet wurde, bezeichnet eine Art von Kleinverteilung, vor allem von Nahrungsmitteln, einen Inhaber einer Garküche, einen Verkäufer von Lebensmitteln und gekochten Speisen. Die Erfindung geprägten Geldes wurde von Herodot mit der Tatsache in Verbindung gebracht, daß die Lydier zu *kapēloi* geworden waren. Herodot berichtet ferner, daß Darius den Spitznamen *kapēlos* hatte. Es ist sehr wohl möglich, daß während seiner Herrschaft die militärischen Warenlager die Gepflogenheit des Lebensmittelkleinverkaufs eingeführt haben. Schließlich wurde *kapēolos* gleichbedeutend mit »Gauner, Schwindler, Betrüger«. Seine abschätzige Bedeutung war immanent.

Leider bleibt damit die Bedeutung des Wortes *kapēlikē* bei Aristoteles immer noch völlig offen. Das Suffix *-ikē* bedeutet »Kunst des«, womit *kapēlikē* die Bedeutung von Kunst des *kapēlos* erhält. In Wirklichkeit war ein solches Wort nicht gebräuchlich; das Wörterbuch gibt dafür nur ein einziges Beispiel (außer bei Aristoteles), und in diesem bedeutet es, wie zu erwarten, die »Kunst des Kleinverkaufs«. Wieso ist aber Aristoteles dazu gelangt, dieses Wort als Oberbegriff für ein Thema erster Ordnung zu wählen, das keineswegs auf den Detailhandel beschränkt war, nämlich den kommer-

ziellen Handel? Denn dieser ist ohne jeglichen Zweifel das Thema seines Diskurses.

Die Antwort ist nicht schwer zu finden. In seinem leidenschaftlichen Ausfall gegen den gewinnorientierten Handel benutzte Aristoteles das Wort *kapēlikē* mit ironischem Unterton. Der kommerzielle Handel war natürlich kein Hökern und auch kein Detailhandel; was immer er sein mochte, er verdiente es, nach irgendeiner Variante des Begriffs *emporía* benannt zu werden, was die übliche Bezeichnung für den Seehandel zusammen mit allen anderen Formen des umfangreichen oder Großhandels war. Wenn sich Aristoteles besonders auf die verschiedenen Formen des Seehandels bezog, dann benutzte er wiederum *emporía* im üblichen Sinne. Warum aber tat er dies nicht in der wichtigsten theoretischen Analyse dieses Gegenstandes, sondern benutzte statt dessen ein neumodisches Wort mit abschätziger Nebenbedeutung?

Aristoteles erfand gerne neue Worte, und sein Humor war, sofern vorhanden, von der Art eines Shaw. Die Gestalt des *kapēlōs* war damals auf der Komödienbühne stets ein Schlager. In seinen *Archarnern* ließ Aristophanes seinen Helden sich in einen *kapēlos* verwandeln und in dieser Verkleidung das feierliche Lob des Chores erringen, der ihn als den Philosophen des Tages pries. Aristoteles wollte auf drastische Weise zum Ausdruck bringen, daß er von den *nouveaux riches* und den angeblich geheimnisvollen Quellen ihres Vermögens keineswegs beeindruckt war. Nachdem alles gesagt war, handelte es sich doch wohl nur um Krämertum großen Maßstabs.

Chrēmatistikē wurde von Aristoteles bewußt im wörtlichen Sinne der Beschaffung des Lebensnotwendigen verwendet anstatt in seinem gebräuchlichen Sinn von »Gelderwerb«. Laistner gab es richtig als die »Kunst der Versorgung« wieder, und Ernest Barker verwies in seinem Kommentar auf die ursprüngliche Bedeutung von *chrēmata*, die, wie er ausdrücklich erklärte, nicht Geld, sondern die Erfordernisse selber umfaßte, eine Interpretation, die auch von Defourny und M. I. Finley in einem unveröffentlichten Vortrag gestützt wird. In der Tat war Aristoteles' Betonung der nichtmonetären Bedeutung von *chrēmata* logisch unvermeidbar, da er weiterhin das Autarkiepostulat vertrat, das außerhalb der naturhaften Interpretation von Reichtum sinnlos gewesen wäre.

Der auffällige Fehler der Interpretation von *metadosis* als »Austausch« in den drei entscheidenden Passagen der *Politik* und der

Ethik geht noch tiefer.¹⁶ Im Falle von *metadosis* hielt sich Aristoteles an die gebräuchliche Bedeutung des Wortes. Es waren vielmehr die Übersetzer, die eine willkürliche Interpretation hineinbrachten. In einer archaischen Gesellschaft, gekennzeichnet durch gemeinsame Festmahle, Raubzüge, Akte gegenseitiger Hilfe und praktischer Reziprozität, hatte der Begriff *metadosis* eine spezifisch funktionelle Bedeutung – sie bezeichnete »einen Teil abgeben«, vor allem zum gemeinsamen Nahrungsmittelbestand, gleichgültig, ob es sich dabei um eine religiöse Festlichkeit, ein feierliches Mahl oder andere öffentliche Unterfangen handelte.¹⁷ Das ist die dem Wörterbuch entnommene Bedeutung von *metadosis*. Seine Etymologie unterstreicht den einseitigen Charakter des Vorgangs des Gebens, des Beitragens oder des Teilens. Dennoch stehen wir vor der erstaunlichen Tatsache, daß in den Übersetzungen jener Passagen, in denen Aristoteles auf der Ableitung des Austausches von *metadosis* bestand, als »Austausch« oder »Tausch« wiedergegeben wurde, was ihn in sein Gegenteil verkehrte. Diese Gepflogenheit wurde durch das führende Wörterbuch sanktioniert, das im Zusammenhang mit *metadosis* jene drei entscheidenden Passagen als Ausnahmen bezeichnete! Eine derartige Abweichung vom klaren Text ist nur als Ausdruck der marktmäßigen Denkweise von Übersetzern einer späteren Zeit verständlich, die an diesem Punkt nicht fähig waren, die Bedeutung des Textes zu erfassen. Austausch bedeutete für sie eine natürliche Neigung des Menschen und bedurfte keiner weiteren Erklärung. Aber angenommen, es sei doch der Fall, so konnte er gewiß nicht aus der *metadosis* in der anerkannten Bedeutung von »einen Teil geben« entstanden sein. Also gaben sie *metadosis* als »Austausch« wieder und verwandelten damit Aristoteles' Aussage in einen Gemeinplatz. Dieser Fehler gefährdete das gesamte Gebäude von Aristoteles' ökonomischem Denken entscheidend. Mit seiner Ableitung des Austausches von »einen Teil abgeben« bot Aristoteles ein logisches Bindeglied zwischen seiner allgemeinen Theorie der Ökonomie und den praktischen Problemstellungen. Der kommerzielle Handel wurde, wie wir gesehen haben, als eine widernatürliche Form des Handels betrachtet, der natürliche Handel brachte keinen Gewinn, da er lediglich der Selbstgenügsamkeit diene. Zur Erhärtung dessen konnte er mit Recht auf den Umstand hinweisen,

16 Ps.-Arist., *Oec.*, II, 1353a 24; 1280b 20.

17 Ebd., 1133a 2; *Pol.*, 1257a 24; 1280b 20.

daß bis zu dem für die Selbstgenügsamkeit notwendigen Grad, und nur bis zu diesem, der Austausch von Sachen im Zusammenhang mit den lebensnotwendigen Gütern nach feststehenden Gleichwertigkeiten immer noch von manchen barbarischen Völkern gepflogen wurde, wobei – wie es der Zufall brachte – einmal die eine, dann wiederum die andere Seite den Vorteil genoß. Somit war die *Ableitung des Austausches vom Einbringen des eigenen Teils zum gemeinsamen Lebensmittelvorrat* das Zwischenstück, das eine auf der Grundlage des Postulates der Selbstgenügsamkeit der Gemeinschaft beruhende ökonomische Theorie mit der Unterscheidung von natürlichem und unnatürlichem Handel verknüpfte. Indessen erschien dies alles dem marktmäßigen Denken so unwahrscheinlich, daß die Übersetzer ihre Zuflucht zu einer Verdrehung des Textes nahmen und dadurch schließlich die Übersicht über die Argumentation verloren. Die vielleicht kühnste These des Aristoteles, die den denkenden Menschen bis zum heutigen Tag durch ihre mächtige Originalität beeindrucken muß, wurde auf diese Weise zu einem Gemeinplatz reduziert, der, sofern er überhaupt eine bestimmte Bedeutung hatte, von ihm selbst als oberflächliche Auffassung jener eigentlichen Kräfte zurückgewiesen worden wäre, auf denen die Ökonomie des Menschen beruht.